Sylvia's Freier.

Zweiter Band.

Sylvia's Freier.

Roman

von

Elisabeth C. Gaskell,

Verfasserin von „Mary Barton" ꝛc.

Aus dem Englischen.

Autorisirte Ausgabe.

Zweiter Band.

Leipzig,

Voigt & Günther.

1864.

Erstes Kapitel.

Philipp war einige Monate lang nach dem eben angeführten Zeitpunkt unausgesetzt durch seine Einführung ins Geschäft in Anspruch genommen. Bell Robson aber erkrankte an einem rheumatischen Fieber, und ihre Tochter war so sehr mit ihrer Pflege beschäftigt, daß Philipp noch keine Gelegenheit gefunden hatte, sich des seiner Tante gegebenen Versprechens zu entledigen. Sylvia dachte während der Krankheit ihrer Mutter weder an Vergnügungen noch Gesellschaften; sie war lebhaft in allen Empfindungen und entdeckte jetzt erst, wie leidenschaftlich sie ihre Mutter liebe, als deren Leben in Gefahr schwebte. Sie hatte, wie so viele Kinder, nie an den möglichen Tod ihrer Aeltern gedacht, und jetzt trat die Frage, ob ihre Mutter in acht Tagen nicht bereits begraben sein würde, doppelt schrecklich an sie heran. Mit wahrer Leidenschaft klammerte sie sich an jede scheinbare Hoffnung und versah jeden kleinen Dienst oder Liebesbeweis, als wollte sie die Liebe und Sorge von vielen Jahren jetzt in wenigen Tagen vergelten. Frau Robson starb jedoch nicht; sie fing sogar wieder an, sich langsam zu erholen, und schon vor Weihnachten saß sie wieder

am Küchenfeuer, freilich noch schwach und abgezehrt und in Decken und Tücher gehüllt; allein sie konnte doch ihren Platz wieder einnehmen und übertraf damit Sylvia's kühnste Hoffnungen. An jenem Abend erschien auch Philipp und fand Sylvia in ausgelassenster Stimmung. Nun ihre Mutter wieder unten sein könne, sei alles überstanden, sagte sie; sie lachte voll Freude und küßte ihre Mutter, ja sie schüttelte Philipp die Hände und ließ sich beinahe eine ungewöhnlich zärtliche Aeußerung von ihm gefallen; allein inmitten seiner Rede ging sie, die Kissen ihrer Mutter frisch aufzuschütteln, und achtete nicht mehr auf seine Worte, als wenn er mit der Katze gesprochen hätte, welche auf dem Schooße der Kranken lag und ihr ein Willkommen zuschnurrte.

Bald darauf kam auch Robson nach Hause; er sah älter und gesetzter aus, als Philipp ihn je gesehen hatte, und suchte seine Frau zu bewegen, etwas Branntwein und Wasser zu genießen. Da sie den Vorschlag jedoch mit deutlichen Zeichen des Widerwillens ablehnte, so begnügte er sich, mit ihr Thee zu trinken, obwohl er ohne Unterlaß über das Getränke, das einem das Herz wegwasche, klagte und demselben den Verfall der Welt, welchen er rings um sich beobachtete, zuschrieb; zugleich aber freute er sich über seine Selbstverleugnung. Die langentbehrte Gegenwart seiner Frau, welche er nun wieder auf dem Wege der Besserung sah, steigerte seine gute Laune; er wurde ordentlich wieder jung und zeigte heute jene Mischung von Heiterkeit und Zärtlichkeit in seinem Wesen, womit er einst die spröde Isabella Preston bezaubert hatte. Er saß neben seiner Frau, hielt ihre Hand in der seinigen

und erzählte den beiden jungen Leuten von frühern Zeiten, von seinen Abenteuern und von dem Liebesverhältniß mit seiner Frau. Sie lächelte sanft bei der Erinnerung an jene Tage, schämte sich wohl auch, so die Begebenheiten aus der Zeit ihrer Jugend verrathen zu sehen, und unterbrach ihn von Zeit zu Zeit mit einem: „Pfui, Daniel, so war das nicht!“ und ähnlichen Widerlegungen.

„Glaube ihr ja nicht, Sylvia! Sie war ein junges Mädchen, und jedes Mädchen hat gern einen Liebsten und weiß es ganz genau, ob sie einem Burschen gefällt oder nicht, lange ehe dieser es selbst weiß. Meine Alte da war damals sehr hübsch und machte auf Bewunderung Anspruch, obwohl sie die Nase gar hoch trug, denn sie war eine Preston, und das war eine Familie, die in großem Ansehen stand. Ich möchte wetten, auch Philipp thut sich nicht wenig darauf zu gute, daß er durch seine Mutter von den Prestons abstammt; das steckt ihm schon im Blute. Ich kann den Preston'schen Kindern den Familienstolz immer schon an dem Schnitt ihrer Nase ansehen, sie haben ganz ungewöhnliche Nasenlöcher; ist es doch, als wollten sie die übrige Welt von oben herab beschnüffeln und erst sehen, ob wir Andern auch gut genug seien, mit ihnen umzugehen. Du und ich, Kind, wir sind ehrliche Robsons, Leute aus Haferbrod, während sie nur aus Pastetenteig sind. Mein Gott, wie ging Bell mit mir um! Sie ließ mich so kurz ablaufen, als sei ich gar kein Christ, und dabei hatte sie mich doch lieber als ihr Leben; ich wußte es wohl, aber ich mußte thun, als merkte ich's nicht. Philipp, wenn Du einmal einem Mädchen den Hof machst, so komm zu mir und ich werde Dir manchen

guten Rath geben. Ich habe es gezeigt, daß ich eine gute Frau zu wählen verstehe; nicht so, Frau? Komm zu mir, mein Junge, zeige mir das Mädchen; ich brauche sie nur anzuschielen, dann kann ich Dir sagen, ob sie für Dich taugt oder nicht. Taugt sie, dann will ich Dir zeigen, wie Du sie gewinnen kannst."

„Es soll ja wieder eine von Corneys Töchtern verlobt sein, hörte ich", sagte Frau Robson in ihrer bedächtigen Weise.

„Wahrhaftig, es ist ein Glück, daß Du mich an sie erinnerst. Beinahe hätte ich alles total vergessen. Ich begegnete nämlich Nanny Corney gestern in Monkshaven, und sie bat mich, unserer Sylvia zu erlauben, am Neujahrsabend nach Moß-Brow zu kommen, um Molly und ihren Mann zu sehen, welche über Neujahr da zu Besuch sind; es soll da irgend eine Lustbarkeit veranstaltet werden."

Sylvia erröthete und ihre Augen erglänzten; sie wäre gern hingegangen, allein beim Gedanken an ihre Mutter verschwand die Freude aus ihrem Gesicht. Das Auge der letztern hatte jedoch den schnellen Aufblick und darauf folgenden Wechsel in Sylvia's Ausdruck bemerkt und verstand dessen Bedeutung auch ohne Worte durchaus richtig.

„Donnerstag über acht Tage", sagte sie; „bis dahin werde ich kräftig und wohl sein, und Sylvia soll hingehen und sich unterhalten; sie war jetzt lange genug Krankenwärterin."

„Du bist noch sehr schwach, Tante!" sagte Philipp, dem diese Worte fast gegen seinen Willen entfuhren.

„Ich versprach, unsere Sylvia auf einige Stunden zu

schicken", fuhr Daniel fort, „wenn es Gottes Wille sei und es Dir gut ginge, Frau. Ich werde an dem Abend als Wärterin fungiren, hauptsächlich wenn Du bis dahin einen guten ehrlichen Schnapsgeruch wieder ertragen kannst. Hole also Deine besten Kleider hervor, mein Kind, und mache Dich so schön, als es einer Preston geziemt. Vielleicht kann ich Dich abholen, und Philipp kann Dich ja hinbringen, denn er ist auch zur Festlichkeit eingeladen. Frau Corney sagte, ihr Mann würde ihn jedenfalls noch vorher aufsuchen."

„Ich glaube kaum, daß ich hingehen kann", sagte Philipp, innerlich erfreut, wenigstens die Möglichkeit dazu in Händen zu haben. „Ich habe Esther Rose und ihrer Mutter halb und halb versprochen, mit ihnen zur Betstunde zu gehen."

„Ist denn Esther eine Pietistin?" fragte Sylvia erstaunt.

„Nein, sie ist weder Methodistin, noch Quäkerin, noch gehört sie der englischen Kirche an; sie hat aber Freude an ernsten Dingen, wo sie dieselben auch finden mag."

„Nun", sagte gutmüthig Pachter Robson, der nur die Oberfläche der Dinge wahrnahm, „dann werde ich suchen, Sylvia von der Festlichkeit abzuholen, und Du kannst mit dem jungen Frauenzimmer in die Betstunde gehen; das ist Geschmackssache, finde ich."

Trotz seines anderweitig gegebenen Versprechens, ja gegen seine eigentliche Neigung ward Philipp zu Corneys durch die Hoffnung hingezogen, daß er Sylvia da treffen und sich an dem Anblick ihrer Schönheit werde erfreuen dürfen. Außerdem — und damit beruhigte er sein Ge-

wissen — hatte er ja seiner Tante versprochen, wie ein Bruder über Sylvia zu wachen, und schwelgte nun in der Zwischenzeit wie ein junges Mädchen im Stillen bei der Aussicht auf jenen glücklichen Abend.

Jetzt sind alle, welche in dieser Erzählung eine Rolle spielen, längst zu Grabe gebracht, und für uns haben die vielen und geduldigen Bemühungen Philipp's, Sylvia's Liebe zu erringen, etwas Rührendes; damals aber hätte es uns alle ergötzt, den ernsten, ungeschickten und häßlichen jungen Mann bei der Auswahl einer neuen Weste zu beobachten. Um Farbe und Muster besser zu erkennen, neigte er den Kopf etwas auf die Seite, wie man es bei der Wahl eines neuen Kleidungsstückes zu thun pflegt. Für Philipp war eine derartige Festlichkeit etwas so Seltenes, daß er auch ohne Sylvia's Anwesenheit in eine gewisse ängstliche Aufregung darüber gerathen sein würde. Ohne Sylvia's Anwesenheit wäre wahrscheinlich in seinem strengen Gewissen die Frage aufgestiegen, ob solche Vergnügungen überhaupt nicht allzusehr nach dieser Welt schmeckten, als daß er dabei anwesend sein könnte. Die Sachlage war jedoch für ihn sehr einfach; sie ging hin, und deshalb ging er hin. Den Tag zuvor war er mit einem kleinen Päckchen in seiner Tasche, welches ein Band mit eingewirkten wilden Rosen für Sylvia enthielt, nach Haytersbank geeilt. Es war das erste Geschenk, welches er ihr zu machen wagte, wenigstens das erste Geschenk dieser Art; denn als er ihr noch Stunden gab, hatte er ihr einst ein Lesebuch verehrt. Dieses Band aber war eine ganz andere Gabe; er berührte es zärtlich, als wollte er es liebkosen, indem er bedachte, daß sie es tragen

würde. Die wilden Rosen schienen ihm so gut für Sylvia zu passen; dabei war der blaßgrüne Grund, auf welchem das rosenfarbige Muster hinlief, gerade geeignet, ihre Gesichtsfarbe vortheilhaft zu heben. Sie sollte ihm ganz angehören an jenem Abend, ihm, ihrem Vetter, Mentor, Beschützer und Liebhaber! Während Andere bewunderten, durfte er hoffen, sie einst zu besitzen; waren sie doch seit einiger Zeit so gute Freunde gewesen. Ihrer Mutter gefiel er und der Vater mochte ihn wohl leiden. Nach wenigen Monaten, vielleicht nur Wochen der Zurückhaltung konnte er seine Wünsche offen darlegen und sagen, was er zu bieten habe. Er hatte sich nämlich mit der ihm eigenthümlichen ruhigen Charakterstärke entschlossen, abzuwarten, bis alles zwischen ihm und seinen Principalen geordnet sei, ehe er sich Sylvia und den Aeltern erkläre. Die Zwischenzeit verbrachte er in dem stillen geduldigen Bestreben, sich ihr angenehm zu machen.

Zu seiner Enttäuschung mußte er seiner Tante das Band übergeben, da er keine Zeit hatte, die Rückkehr Sylvia's von einer Besorgung abzuwarten; so sehr nahm ihn das Geschäft in Anspruch.

Sylvia versprach ihrer Mutter und sich selbst hoch und theuer, nicht lange bei der Gesellschaft verweilen zu wollen; als Ersatz durfte sie dafür um so früher hingehen. Ehe der kurze Decembertag verblichen war, stellte sich Sylvia auch schon bei Corneys ein, um noch beim Aufstellen des Abendessens behülflich sein zu können. Der Tisch wurde in dem großen alten Besuchszimmer, das zugleich als Staatsschlafzimmer diente, zugerichtet. Man gelangte durch die Küche in dieses Allerheiligste des Hauses, denn

als solches werden diese Stuben noch immer in den abgelegenen Pachthöfen des nördlichen England betrachtet. Man benutzt sie nur bei festlichen Gelegenheiten; aber in dem Staatsbett, das einen großen Theil des Zimmers einnimmt, finden alle Geburten und so viel als möglich auch alle Todesfälle der Familie statt. Bei Corneys hatte der Fleiß früherer Generationen sogenannte Patchwork-Vorhänge und Bettdecken hervorgebracht. Man pflegte dazu kleine sechseckige Stücke kostbaren indischen Kattuns, der auch mit gemeinem rothen und schwarzen Calicot vermischt wurde, mosaikartig zusammenzunähen; die Zusammenstellung der Muster bekundete den Geschmack der Arbeiterin und hatte außerdem noch den nützlichen Zweck, manches Gespräch in Gang zu bringen. Sylvia zum Beispiel fing gleich das Gespräch mit ihrer alten Freundin Molly Brunton durch eine Bemerkung über ein Muster in der Bettdecke an. Hocherröthend beugte sie sich darüber hinab und sagte zu Molly:

„Ei, dieses Muster habe ich ja nie zuvor gesehen; es ist ja ganz wie ein Pfauenschwanz.“

„Du hast es oft und viel gesehen, Kind! Aber warst Du denn nicht erstaunt, Charley hier zu finden? Wir fanden ihn droben in Shields ganz unerwartet, und als wir ihm sagten, daß wir hierher führen, da ließ er sich nicht abhalten, uns zu begleiten, um hier das neue Jahr zu feiern. Es ist so schade, daß Deine Mutter gerade jetzt krank sein muß, und daß Du nur so kurze Zeit bleiben kannst.“

Sylvia hatte indessen ihren Hut und Mantel abgenommen und fing an, Molly und einer jüngern unverhei-

ratheten Schwester beim Herbeitragen des sehr substantiellen Abendessens zu helfen.

„So", sagte Frau Brunton, „stecke hier einige Stechpalmenblätter in den Mund dieses Schweins. So machen wir es in Newcastle, aber Ihr seid noch gar so weit zurück hier zu Lande! Es ist darum etwas Schönes, in einer großen Stadt zu leben, Sylvia, und wenn Du Dich nach einem Mann umsiehst, rathe ich Dir, einen zu nehmen, der in einer Stadt wohnt. Mir ist's, als sei ich begraben hier draußen, in diesem abgelegenen Ort, im Vergleich mit unserer Straße, wo viele hundert Karren und Wagen täglich vorüberfahren. Ich habe große Lust, Euch zwei Mädchen mitzunehmen und Euch ein Stückchen von der Welt zu zeigen. Wer weiß, vielleicht thue ich's noch."

Ihre Schwester Bessy war offenbar über diesen Plan erfreut, Sylvia aber war eher geneigt, sich über Molly's herablassende Art zu ärgern, und erwiderte:

„Mir liegt nichts an dem Lärm und der Unruhe. Ei, Ihr könnt Euch ja gar nicht einmal verstehen bei all dem Wagengerassel. Ich bleibe lieber zu Hause, abgesehen davon, daß Mutter mich nicht entbehren kann."

Es war dies vielleicht eine etwas ungezogene Antwort auf Molly Brunton's Einladung, obwohl diese auch nicht allzu höflich gestellt war. Molly aber brachte Sylvia noch mehr auf, indem sie ihre letzten Worte nachsprach:

„Mutter kann mich nicht entbehren. Ei, Mutter wird Dich schon entbehren müssen, wenn die Zeit zum Heirathen kommt."

„Ich verheirathe mich nicht", erwiderte Sylvia, „und wenn ich es thäte, ginge ich nie weit weg von Mutter."

„Ach, was für ein verzogenes Kindchen das ist! Wie wird Brunton lachen, wenn ich ihm dieses erzähle! Brunton versteht sich aufs Lachen. Es ist etwas werth, solch einen lustigen Mann zu haben. Er hat stets für Jedermann, der in den Laden kommt, einen Scherz bereit; und heute Abend wird er über alles etwas Komisches zu sagen wissen."

Bessy war zartfühlender als ihre Schwester. Sie sah, daß Sylvia ärgerlich wurde, und suchte das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen.

„Das ist ja ein hübsches Band in Deinem Haar, Sylvia; ich wollte, ich hätte auch ein solches. Vater will immer eingemachte Wallnüsse um den Ochsenbraten gelegt haben, Molly."

„Ich weiß, was ich thue", erwiderte Frau Brunton.

Bessy nahm ihre Frage wieder auf.

„Ist noch mehr davon zu haben, Sylvia?"

„Ich weiß es nicht", sagte Sylvia; „bei Fosters ist es zu haben, Du kannst dort nachfragen."

„Was mag es wohl kosten?" fragte Bessy, indem sie das Band durch die Finger gleiten ließ, um seine Güte zu erproben.

„Laß das gut sein", sagte Molly; „ich werde Dir, soviel Du willst, von dem Bande kaufen, damit Du Dein Haar aufbinden kannst, wie Sylvia es trägt. Aber Du hast nicht solchen Reichthum an Locken wie Sylvia, es wird in Deinen glatten Haaren nicht so gut aussehen. Wer hat Dir denn das Band gegeben, Sylvia?" fragte die unzarte, wenngleich gutmüthige Molly.

„Mein Vetter Philipp, der bei Fosters im Geschäft

ist", sagte Sylvia unbefangen. Dies war jedoch eine zu gute Gelegenheit für Molly's Witz, als daß sie dieselbe ungenützt hätte vorübergehen lassen.

„Aha, unser Vetter Philipp ist's also? Und er ist's, der nicht weit weg von Mutter wohnen wird? Ich kann zwei und zwei zusammenzählen, ohne eine Hexe zu sein, Sylvia. Er kommt heute Abend auch, nicht wahr, Bessy?"

„Rede doch keinen solchen Unsinn, Molly", sagte Sylvia. „Philipp und ich sind ganz gute Freunde, aber wir denken nicht auf diese Weise an einander, wenigstens ich nicht."

„Auf diese Weise", sagte Molly, indem sie Sylvia's Worte lachend wiederholte und Sylvia damit ganz besonders ärgerte. „Nicht auf diese Weise! Nun, von welcher Weise sprichst Du denn? Ich habe ja nichts übers Heirathen gesagt, warum brauchst Du da gleich so roth und verschämt wegen Deines Vetters Philipp auszusehen? Aber Brunton pflegt zu sagen: Wenn die Kappe Dir paßt, so setze sie auf. Ich bin nur froh, daß er heute Abend kommt; denn seitdem ich selbst das Freien und Hofmachen aufgegeben habe, macht mir's fast ebenso viel Spaß, Andere dabei zu beobachten, und Dein Gesicht, Sylvia, hat mir ein Geheimniß verrathen, von dem ich schon etwas ahnte, ehe ich mich verheirathete."

Sylvia beschloß im Stillen, heute nur das Allernothwendigste mit Philipp zu sprechen, und begriff kaum, daß sie und Molly jemals vertraute Freundinnen gewesen sein konnten.

Der Tisch war nun gedeckt, und es blieb nichts übrig, als das Arrangement mit kritischem Blicke zu mustern. Bessy war voll Bewunderung.

„Nun, Molly", sagte sie, „so viel gute Dinge auf einmal hast Du gewiß nie in Newcastle gesehen. Außer den Pasteten und Mehlspeisen haben wir wohl an fünfzig Pfund Fleisch vom Metzger hier stehen. Ich habe seit zwei Tagen nicht zu Mittag gegessen, so sehr waren meine Gedanken mit dieser Mahlzeit beschäftigt. Es ist mir ein Stein vom Herzen, seitdem ich sehe, wie gut es sich macht. Ich habe Mutter gebeten, nicht herein zu kommen, ehe alles fertig sei; nun aber will ich sie holen."

Bessy rannte in die Küche.

„Für das Land ist's gut genug", sagte Molly mit einem Anflug von herablassendem Lob. „Hätte ich daran gedacht, so hätte ich ein paar Thiere von Biscuit mit Johannisbeeraugen aus der Stadt mitgebracht, um dem Tisch ein gutes Ansehen zu geben."

Die Thür ging auf, lächelnd und in stolzer Freude erröthend erschien Bessy, gefolgt von ihrer Mutter, die auf den Fußspitzen einherging, ihre Schürze glatt strich und halb flüsternd sprach:

„Ja, mein Kind, es ist wirklich schön! Aber mach' nicht viel Wesens daraus, damit die Leute glauben, es sei immer so bei uns. Wenn Jemand die Gerichte lobt, so nimm es ruhig auf und sage, wir hätten noch Besseres im Hause; sie werden mit mehr Lust essen und uns nur um so höher achten. Sylvia, ich bin Dir sehr dankbar, daß Du so früh kamst, um den Kindern zu helfen; aber Du mußt jetzt in die Küche kommen, es sind bereits einige Gäste eingetroffen, und Dein Vetter hat schon nach Dir gefragt."

Molly nickte ihr zu, sodaß Sylvia feuerroth vor Aerger

und Verlegenheit ward. Sie war sich bewußt, daß das Beobachten, womit Molly sie bedroht, bereits begonnen habe; denn letztere ging auf ihren Mann zu und flüsterte diesem etwas ins Ohr, worüber er sogleich lachen mußte, und Sylvia bemerkte, daß er ihr mit bedeutsamen Blicken den ganzen Abend folgte. Sie sprach kaum mit Philipp, that, als sähe sie nicht seine dargebotene Hand, und suchte sich hinter den breiten Rücken von Pachter Corney zurückzuziehen, der für Niemand in der ganzen Welt seinen gewohnten Platz an der Kaminecke aufgegeben hätte. Dies war sein häuslicher Thron, und hier saß er und dachte so wenig ans Abdanken als König Georg im Palast von St.-James. Er freute sich jedoch, seine Freunde zu sehen, und hatte ihnen sogar die ungewöhnliche Aufmerksamkeit erwiesen, sich an einem Werktag zu rasiren und seinen Sonntagsrock anzuziehen. Die vereinigten Anstrengungen von Frau und Töchtern hatten es nicht vermocht, ihn zu einer weitergehenden Aenderung seiner Toilette zu bewegen. Er antwortete auf alle Bitten: „Wer mich nicht in meiner Alltagsweste und Hosen sehen will, der kann ja zu Hause bleiben.“

Es war die längste Rede, die er an diesem Tage hielt, doch wiederholte er sie mehrmals. Er fühlte sich nicht verpflichtet, die jungen Leute zu unterhalten; das überließ er seiner geputzten und lächelnden Frau, seinen Töchtern und seinem Schwiegersohn. Seine Ausübung der Gastfreundschaft bestand einzig darin, daß er ruhig dasaß und rauchte und, wenn Jemand zu ihm kam, auf einen Augenblick die Pfeife aus dem Munde nahm, fröhlich und freundlich mit dem Kopfe nickte, ohne ein Wort zu sprechen,

und dann mit um so größerer Lust zu rauchen fortfuhr. Er dachte bei sich selbst: „Das sind lauter junge Burschen, die mehr von den Weibern halten als vom Tabak. Sie werden ihren Irrthum mit der Zeit schon noch gewahr werden!"

Und vor acht Uhr ging er so ruhig, als dies einem zwei Centner schweren Manne möglich ist, zu Bette, nachdem er mit seiner Frau verabredet hatte, daß sie ihm ungefähr zwei Pfund gewürzten Ochsenbraten und ein Glas steifen Grog hinaufbringen solle. Zu Anfang des Abends jedoch bildete er einen guten Schild für Sylvia, welche sein Liebling war und mit der er zweimal an jenem Abend sprach.

„Raucht Dein Vater?"

„Ja", sagte Sylvia.

„Reich' mir die Tabaksbüchse, mein Kind."

Dies war das Einzige, was zwischen ihr und ihrem nächsten Nachbar während der ersten Viertelstunde, die sie in Gesellschaft zubrachte, gesprochen wurde.

Aber trotz ihres Schirms fühlte sie zwei von Bewunderung glänzende Augen unablässig auf sich gerichtet. Sie mochte sehen, wohin sie wollte, stets begegnete sie dem Blicke dieser Augen. Zuletzt spielte sie mit ihren Schürzenbändern und suchte so unbefangen als möglich auszusehen. Es waren noch andere, zwar nicht so schöne und glänzende, sondern tiefliegende, ernst und traurig, ja düster blickende Augen, welche jeder ihrer Bewegungen folgten; aber davon merkte sie nichts.

Philipp hatte sich noch nicht von der Zurückweisung erholt, die sie ihm durch das Abschlagen seiner dargebotenen Hand ertheilt hatte, und stand unbeweglich, in grim-

miges Schweigen gehüllt und etwas entfernt von den Uebrigen, als Frau Cornely ein junges Mädchen, das eben ankam, seiner Aufmerksamkeit empfahl.

„Kommt, junger Herr, da ist Nanny Pratt. Niemand spricht mit ihr, und Ihr steht hier und langweilt Euch. Sie sagt, sie kenne Euch von Ansehen, aus Fosters Geschäft her, wo sie seit sechs Jahren einkauft. Seht zu, ob Ihr Euch nicht etwas zu erzählen habt, denn ich muß gehen und den Thee einschenken. Dixons und Walkers und Elliotts sind da", fuhr sie fort, indem sie die Namen an ihren Fingern abzählte und sich unter den Gästen umsah; „jetzt fehlt nur noch Will Latham und seine zwei Schwestern und Roger Harbottle und Taylor, und die kommen gewiß, noch ehe der Thee vorbei ist."

Damit ging sie zur Ausübung ihrer Pflicht an den einzigen Tisch, welcher noch in der Mitte des Zimmers stand; sämmtliche übrige Möbel waren längs der vier Wände aufgestellt worden. Der Raum war mehr von dem Scheine des Feuers, welches man damals aus Gastfreundschaft so groß als möglich unterhielt, als von dem schwachen Kerzenschimmer beleuchtet. Die jungen Mädchen saßen auf den Bänken längs der Wand, mit Ausnahme der ältesten unter ihnen, welche, um ihre häuslichen Fähigkeiten zu zeigen, sich eifrigst zu Frau Cornely herandrängten und ihr behülflich zu sein suchten. Frau Cornely aber war für solche Hülfeleistungen nicht sehr dankbar; sie wendete allerlei kleine Kunstgriffe beim Rahmausgießen an, berechnete die Stärke des Thees je nach der weltlichen Stellung der Gäste und sah sich nicht gern dabei verrathen. Die jungen Männer schienen durch den

Thee noch nicht sonderlich angeregt, konnten jetzt aber noch kein stärkeres Getränk erwarten und standen noch immer in ländlicher Schüchternheit um die Thür gedrängt. Sie sprachen nicht einmal unter einander, nur zuweilen lachten sie alle laut auf, wenn einer, offenbar der Schalk unter ihnen, eine leise Bemerkung machte; unmittelbar darauf aber hielten sie inne und fuhren mit der Hand über ihren Mund, um diesen unglücklichen Gesichtstheil wieder in Ruhe zu bringen; dann suchten einige ihre Blicke auf eine sehr schickliche, obwohl der Gelegenheit nicht eben angemessene Weise an das Getäfel der Decke zu heften. Es waren meist junge Pächter, mit welchen Philipp keinerlei gemeinschaftliche Interessen theilte und von welchen er sich in scheuer Zurückhaltung von Anfang an entfernt gehalten hatte. Jetzt aber wünschte er sich in ihre Mitte, um nicht mit Nanny Pratt reden zu müssen, welcher er nichts zu sagen hatte, trotzdem daß sie eine ganz passende Gesellschaft für ihn war. Nanny war ein gesetztes, angenehmes Mädchen, welches die erste Jugend hinter sich hatte und das Kichern und Lachen den Jüngern überließ. Während Philipp sich bemühte, gleichgültige Bemerkungen an sie zu richten, dachte er beständig an Sylvia und besann sich, womit er sie wohl beleidigt haben könnte; und diese Geistesabwesenheit trug nicht dazu bei, ihn angenehmer oder unterhaltender zu machen. Nanny Pratt, welche schon seit einigen Jahren mit dem Steuermann eines Walfischfahrers verlobt war verstand jedoch seinen Gemüthszustand und nahm seine Zerstreutheit nicht übel, sondern suchte ihn im Gegentheil noch zu erheitern, indem sie sich bewundernd über Sylvia äußerte.

„Ich habe oft von ihr reden hören", sagte sie, „aber ich hätte nie gedacht, daß sie wirklich so hübsch und dabei so ruhig und bescheiden wäre. Solche auffallend hübsche Mädchen sind sonst meistens nur darauf bedacht, die Augen der Leute auf sich zu ziehen; sie sieht aber gerade wie ein Kind aus, das sich vor fremden Menschen fürchtet und sich in das entfernteste Winkelchen zurückzieht."

Eben jetzt schlug Sylvia ihre langen dunkeln Wimpern auf; da sie jedoch demselben Blicke, den sie schon so oft gesehen, abermals begegnete — Charley Kinraid stand nämlich an der andern Seite des Kamins und sprach mit Brunton — so fuhr sie in den Schatten zurück und schüttete dabei ihren Thee über ihr ganzes Kleid. Fast hätte sie geweint, so ungeschickt kam sie sich vor. Heute Abend ging doch alles verkehrt mit ihr; Jedermann mußte ja denken, sie sei noch niemals in Gesellschaft gewesen und wüßte sich nicht zu benehmen. Während sie mit Röthe übergossen und verlegen dastand, sah sie durch ihre Thränen Kinraid plötzlich vor sich knieen und ihr Kleid mit seinem seidenen Tuch abwischen. Seine Worte drangen durch all das Summen bemitleidender Stimmen zu ihr hindurch.

„Der Griff an Eurem Schrank ist aber auch sehr ungeschickt angebracht, Tante; ich habe mich mit dem Ellbogen heute Nachmittag auch daran gestoßen", sagte er.

Ihre Ungeschicklichkeit trug also nicht allein die Schuld; die Uebrigen erfuhren das jetzt auch, da er so geschickt eine andere Ursache vorgebracht hatte. Sylvia tröstete sich um so mehr, als Kinraid durch den Vorfall zu ihr herübergebracht worden war und er sie nun nicht mehr aus der Ferne anstarren konnte. Jetzt fing er auch an mit ihr zu

reden, und obwohl sie anfangs über das Zwiegespräch etwas verlegen wurde, so fand sie doch Gefallen daran.

„Ich habe Euch gar nicht wiedererkannt, als ich Euch zuerst sah", sagte er in einem Tone, der viel mehr andeutete, als seine Worte verriethen.

„Ich hab' Euch gleich gekannt", erwiderte sie leise, dann erröthete sie, spielte mit ihren Schürzenbändern und besann sich, ob sie auch Recht daran gethan, die Klarheit ihrer Erinnerung einzugestehen.

„Ihr seid ja — aber es ist vielleicht nicht höflich, Euch zu sagen, wie Ihr geworden seid; jedenfalls werde ich Euch jetzt nicht wieder vergessen."

Abermaliges Spiel mit den Schürzenbändern und tieferes Neigen des Kopfes, obwohl es wie schüchterne Freude um ihre Mundwinkel zuckte. Philipp beobachtete den ganzen Auftritt so genau und gespannt, als fände er ihn entzückend.

„Euer Vater ist doch wohl und munter, hoffe ich?" fragte Charley.

„Ja", erwiderte Sylvia und wünschte, es möchte ihr noch etwas Anderes beifallen, damit sie nicht gerade nur Ja und Nein zu sagen hätte; sonst mußte er sie ja für gar zu einfältig halten, und dann würde er gewiß wieder auf seinen früheren Platz zurückkehren.

Er aber war viel zu entzückt von ihrer Schönheit und ihrem bescheidenen, hübschen Wesen, als daß ihm viel daran gelegen hätte, sie sprechen zu hören, wenigstens so lange sie das Bewußtsein seiner Anwesenheit durch solche liebliche Befangenheit zu erkennen gab.

„Ich muß kommen, um den alten Herrn und auch Eure

Mutter zu besuchen." Letzteres setzte er langsamer hinzu, denn er erinnerte sich, daß seine frühern Besuche von Bell nicht ganz so freudig als von ihrem Manne begrüßt worden waren, vielleicht wegen des starken Trinkens, das Daniel und er an jenen Abenden sich erlaubt hatten. Er beschloß, sich in diesem Jahre mehr um Bell's gute Meinung zu bemühen.

Als der Thee vorüber war, entstand ein großer und allgemeiner Wechsel der Plätze, während Frau Corney und ihre Töchter das gebrauchte Geschirr und die unbenutzten Brod- und Buttervorräthe in die Küche trugen. Sylvia zwang sich, das ihr so angenehme kleine Gespräch mit Kinraid abzubrechen, und bemühte sich, so thätig für das allgemeine Wohl zu sein, als es sich für eine Freundin des Hauses schickte; auch war sie zu sehr die Tochter ihrer Mutter, als daß sie eine Unordnung hätte mit ansehen können, wie sie den Corneys zur andern Natur geworden war.

„Diese Milch muß in die Milchkammer zurück, sollte ich meinen", sagte sie, indem sie sich mit Milch und Rahm belud.

„Ach bemühe Dich doch damit nicht", sagte Nelly Corney; „es ist nur einmal Weihnachten im Jahr. Was schadet es, wenn sie heute sauer wird. Mutter sagt, sie wolle zuerst ein Pfänderspiel in Gang bringen, um den Leuten die Zunge zu lösen und die Burschen und Mädchen untereinander zu bringen. Komm mit mir."

Allein Sylvia bahnte sich vorsichtig ihren Weg in die kühle Milchkammer und hatte keine Ruhe, als bis sie alle unaufgezehrten Vorräthe in eine frischere als die vom

vielen Kochen und Braten erhitzte Luft der Küche gebracht hatte.

Als sie wiederkam, fand sie einen Kreis von Burschen, wie in Yorkshire und Lancashire alle unverheiratheten Männer bis zu fünfunddreißig Jahren genannt wurden, und Mädchen mit einem ländlichen Spiele beschäftigt, welches aber mehr den weiblichen als den männlichen Theil der Gesellschaft ansprach. Die Burschen sahen beschämt aus und schienen sich gegenseitig vor dem Lächerlichwerden zu fürchten. Frau Cornet wußte auch hier Rath zu schaffen. Ein großer Bierkrug ward hereingebracht. Dieser Krug war der Stolz ihres Hauses und stellte einen etwas corpulenten Mann in kurzen weißen Beinkleidern und einem dreieckigen Hute dar; mit einem Arm hielt er die Pfeife an seinen breiten lächelnden Mund, der andere war auf die Hüfte gesetzt und diente als Handhabe. Zugleich wurde eine große irdene Punschbowle gebracht, welche den nach einem alten Schiffsrecept gemachten Grog enthielt. Das Getränk durfte nicht allzu stark sein, damit die Gäste nicht durch zu vieles Trinken schon so früh am Abend den Spaß verdürben, wie Nelly Cornet bemerkt hatte. Ihr Vater hatte sich aber nach den auch in höhern Kreisen damals herrschenden Begriffen von Gastfreundschaft ausbedungen, daß Jedermann vor dem Weggehen genug haben sollte. Genug hieß auf Monkshavenisch soviel als die Freiheit, sich zu betrinken, wenn man Lust dazu hatte.

Bald darauf wurde einer der jungen Leute von Bewunderung für Toby — das war der Name des alten Herrn, welcher das Getränk enthielt — ergriffen; er ging näher zu

dem Bret, auf welchem der Krug stand, um ihn genauer zu betrachten. Ihm folgten bald andere Liebhaber merkwürdiger Thonwaaren, und es dauerte nicht lange, so war Brunton im Stande, Toby zum zweiten Mal füllen zu lassen. Ein lebhafter Geist der Fröhlichkeit fing an im Zimmer zu herrschen.

Kinraid war im Stande, jede beliebige Quantität starker Getränke zu vertragen, allein Philipp hatte einen schwachen Kopf und enthielt sich aller Spirituosen wegen der unmittelbar folgenden großen Reizbarkeit und dem Vorgefühl eines entsetzlichen Kopfschmerzes, welche sie für ihn mit sich brachten. Diese Beiden behielten also ihr gewöhnliches Benehmen wie zu Anfang des Abends bei.

Sylvia wurde von allen als die Schönheit anerkannt und behandelt. Beim Blindekuhspiel wurde sie gefangen, wohin sie sich auch wandte; in jedem Spiele wurde sie wiederholt hinausgerufen, als ob alle sich freuten, ihre schlanke Gestalt und ihr hübsches Benehmen zu sehen.

In der Befriedigung darüber überwand sie nach und nach allen gegenüber ihre Schüchternheit, Charley ausgenommen.

Wenn Andere ihr mit ländlicher Schmeichelei nahten, so warf sie den Kopf zurück und gab ihnen muthwillige Antworten; allein es war zu süß, wenn er leise und schmeichelnd mit ihr sprach, als daß sie ihn so abgewiesen hätte. Und je mehr sie sich diesem Eindruck hingab, desto mehr vermied sie Philipp. Er sagte ihr keine Schmeichelworte, er hatte keine Lobeserhebungen für sie, er bewachte sie nur mit sehnsüchtigen, mißvergnügten Blicken, und als er seiner frohen Erwartung eines glücklichen Abends gedachte, war

er mit jedem Augenblicke näher daran, in seinem Herzen auszurufen: Vanitas vanitatum!

Jetzt wurden die Pfänder ausgerufen. Molly Brunton kniete hin, das Gesicht im Schooße ihrer Mutter versteckt; letztere nahm die Pfänder eins nach dem andern heraus, und als sie dieselben in die Höhe hielt, rief sie die gewöhnliche Formel aus:

„Ein schöner, ein sehr schöner Gegenstand! Was muß derjenige thun, dem er gehört?"

Einige wurden verurtheilt, vor der Schönsten zu knieen, vor der Klügsten sich zu neigen und diejenige zu küssen, die sie am meisten liebten. Nun kam Sylvia's hübsches neues Band, welches Philipp ihr gegeben hatte, an die Reihe; er hätte es am liebsten aus Frau Corney's Händen gerissen und es vor aller Augen verbrannt, so sehr ärgerte er sich über die ganze Sache.

„Ein schöner, ein sehr schöner Gegenstand, ein ganz besonders schöner Gegenstand! Was muß derjenige thun, dem er gehört?"

„Sie soll das Licht ausblasen und den Leuchter küssen."

In demselben Augenblick hatte Kinraid schon das einzige erreichbare Licht — alle andern waren hoch oben an der Wand befestigt — ergriffen. Sylvia ging hin und blies die Flamme aus, allein ehe sie sich's versah, hatte er das Licht mit seinen Fingern gefaßt und war nun nach der traditionellen Bedeutung der Worte Leuchter und mußte als solcher geküßt werden. Alle lachten über das Gesicht der unschuldigen Sylvia, als der Sinn ihrer Aufgabe ihr klar ward. Nur Philipp glaubte ersticken zu müssen.

„Ich bin der Leuchter", sagte Kinraid, aber mit weniger

Triumph in der Stimme, als er bei jedem andern Mädchen gezeigt hätte.

„Du mußt den Leuchter küssen“, riefen die Corneys, „oder Du wirst Dein Band niemals wiederbekommen.“

„Und es liegt ihr gar viel an dem Bande“, sagte Molly boshaft.

„Ich will den Leuchter nicht küssen und ihn auch nicht“, sagte Sylvia, indem sie sich verlegen abwandte.

„Du wirst Dein Band nicht wiederbekommen“, riefen alle wie aus einem Munde.

„Was liegt mir an dem Bande?“ sagte sie auffahrend und ihre Quälgeister ansehend, nun sie Kinraid den Rücken drehte. „Ich will solche Spiele nicht mehr spielen“, fügte sie hinzu, indem sie ihren alten Platz in der Ecke des Zimmers, etwas getrennt von den Uebrigen, einnahm.

Philipp's Lebensgeister erwachten von neuem, und er sehnte sich, auf Sylvia zuzugehen und ihr zu sagen, wie sehr er ihr Benehmen billige. Armer Philipp! Sylvia, obwohl das bescheidenste Mädchen der Welt, war doch keineswegs spröde und in ländlicher Einfachheit erzogen worden; jedem andern jungen Mann, Philipp vielleicht ausgenommen, hätte sie ohne viele Umstände schnell die Wange oder die Hand geküßt, wie die damalige Sitte es ja auch unsern Großmüttern in viel erhabenern Lebenssphären gestattete. Kinraid, obwohl einigermaßen gekränkt durch die erfahrene öffentliche Zurückweisung, ahnte Sylvia's Gründe richtiger als der unerfahrene Philipp; er beschloß, sich nicht um seinen Lohn bringen zu lassen, und paßte nur auf eine günstige Gelegenheit. Für den Augenblick jedoch spielte er weiter, als ob ihn Sylvia's

Benehmen nicht im geringsten berührt hätte und er ihre Abwesenheit vom Spiele kaum bemerkte. Als sie sah, daß die Andern ähnliche Aufgaben ganz ohne Schwierigkeiten lösten, ärgerte sie sich über sich selbst, ja sie haßte sich wahrhaft wegen des eigenthümlich befangenen Gefühls, welches es ihr vorhin unmöglich gemacht hatte, das von ihr Verlangte zu leisten. Ihre Augen füllten sich mit Thränen über ihre verlassene Stellung in der vergnügten Gesellschaft, und die Erinnerung an ihr albernes Betragen kehrte immer wieder zurück. Sie glaubte sich völlig unbeachtet, und um nicht beim Aufhören des Spiels in Thränen gefunden zu werden, stahl sie sich hinter den Andern weg in die große Stube, worin man das Abendessen vorbereitet hatte, um sich dort die Augen zu kühlen und sich einen Trunk Wasser zu holen. Einen Augenblick fehlte auch Charley Kinraid in dem Kreise, dessen Leben und Seele er war; dann kam er mit einem Ausdruck von Befriedigung auf dem Gesichte zurück, der für alle, welche seine Bewegungen verfolgt hatten, erklärlich war. Philipp aber hatte nichts bemerkt, und bei der Unruhe und dem Lärmen hatte er nicht einmal gesehen, daß Sylvia aus dem Zimmer verschwunden war, bis sie nach einer Viertelstunde wieder dahin zurückkehrte, in ihrer Frische, mit den gesenkten Augen und dem hübsch aufgesteckten und jetzt mit einem braunen Bande aufgebundenen Haare lieblicher als zuvor aussehend. Sie wünschte unbemerkt einzutreten, stahl sich leise mit geräuschlosen Bewegungen durch die tobenden Burschen und Mädchen und bildete in ihrer bescheidenen Weise und der kühlen Frische ihres Aussehens solch einen Gegensatz zu den Uebrigen, daß Kinraid und Philipp die

Augen kaum von ihr abwenden konnten. Allein ersterer empfand einen geheimen Triumph in seinem Herzen, der es ihm möglich machte, bei den Spielen mitzumachen, als ob er sich dafür interessire, während Philipp die Menge verließ und auf Sylvia zuschritt. Sie stand schweigend neben Frau Corney, welche lachend und mit untergestemmten Armen dem Spiele zusah. Sylvia erschrak leise, als Philipp sie anredete, hielt ihre sanften Blicke von ihm abgewendet und gab ihm kurze, aber ungewöhnlich milde Antworten. Er hatte sie nur gefragt, bis wann sie nach Hause zu gehen wünsche; allein sie schien jetzt, da der Abend erst anfing, noch nicht ans Weggehen gedacht zu haben, und antwortete:

„Heimgehen? Ich weiß es nicht! Es ist ja Neujahrsabend!“

„Ja, aber Deine Mutter wird wach liegen, bis Du heimkommst, Sylvia!“

Frau Corney, die seine Frage gehört hatte, unterbrach ihn mit allerlei Vorwürfen.

„Nach Hause gehen! Das neue Jahr nicht abwarten! Ei, in den nächsten sechs Stunden dürft Ihr nicht ans Weggehen denken! Der Mondschein ist ja fast tageshell! Und solche Gelegenheit wiederholt sich nicht oft! Und steht da nicht das Abendessen mit gewürztem Ochsenfleisch, das seit Martini in der Beize liegt, und Schinken und Fleischpasteten und Gott weiß was alles?“ Und falls er es übel genommen habe, daß ihr Mann zu Bette gegangen sei, so könne sie ihm versichern, Corney bliebe für König Georg auf seinem Throne nicht länger als bis acht Uhr auf, und wenn Philipp sich selbst überzeugen wolle, so brauche er

nur nach oben zu gehen und ihren Mann zu fragen. Uebrigens wolle sie nichts weiter sagen, denn sie wisse auch, was es heiße, einer Tochter zu bedürfen, wenn man krank sei; drum wolle sie nur das Abendessen beschleunigen. Und indem sie ihre Rede abbrach, verließ sie Philipp und Sylvia schnell.

Philipp's Herz schlug heftig; seine Gefühle für Sylvia waren noch nie so lebhaft und deutlich gewesen, als seitdem sie es abgeschlagen, den Leuchter zu küssen. Er war im Begriff zu sprechen und ihr etwas besonders Zärtliches zu sagen, als der hölzerne Teller, welchen man beim Spiele benutzte, zu ihm und Sylvia hergerollt kam und gerade zu ihren Füßen seinen Kreislauf beendigte. Alle bewegten sich von ihren Sitzen, und als die Unruhe vorüber war, saß Sylvia ziemlich entfernt von ihm; er aber war vom Kreise ausgeschlossen, als spiele er nicht mit. In der That hatte Sylvia seine Stelle im Spiele eingenommen, während er als Zuschauer und, wie er später bemerkte, als Zuhörer eines Gesprächs, das nicht für seine Ohren bestimmt war, zurückblieb. Er stand nämlich an der Wand, dicht bei der großen Wanduhr, deren freundliches, rundes Mondgesicht einen lächerlichen Gegensatz gegen sein eigenes, langes, blasses und ernstes Gesicht bildete. Vor ihm saß Molly mit einer ihrer Schwestern. Beide waren so in ein eifriges Gespräch vertieft, daß sie nicht auf das Spiel achteten. Philipp's Aufmerksamkeit ward durch die Worte erregt:

„Ich will jede Wette eingehen, daß er sie küßte, als er vorhin ins Besuchszimmer ging.“

„Sie ist zu spröde, um so etwas zuzugeben“, erwiderte Bessy Corney.

„Was wollte sie machen? Jetzt freilich sieht sie gar ruhig und gesetzt aus, aber so gewiß, als ich lebe, ist Charley nicht der Mann, der sein Pfand im Stiche läßt; und siehst Du, er spricht nicht mehr davon und sie fürchtet sich auch nicht mehr vor ihm."

Es lag etwas in Sylvia's und Kinraid's Gesichtsausdruck, das plötzliche Ueberzeugung in Philipp's Geist brachte. Unaufhörlich beobachtete er die Beiden von nun an bis zum Abendessen; es lag in deren gegenseitigem Benehmen eine gewisse Mischung von Vertraulichkeit und Schüchternheit, welche Philipp aufs höchste aufbrachte, obwohl er sie sich nicht zu deuten wußte. Was konnte Charley ihr jetzt zuflüstern, als sie an einander vorübergingen? Warum sah Sylvia so träumerisch glücklich aus, und warum erschrak sie jedesmal, wenn sie sich beim Spiel zu betheiligen hatte, als erwache sie aus irgend einer angenehmen Vorstellung? Warum suchten Kinraid's Blicke stets die ihrigen, während sie die Augen abwandte und ihre Wangen feurig erglühten?

Philipp's umwölkte Stirne verdüsterte sich zusehends, je mehr er nach ihr hinblickte. Auch er schrak zusammen, als Frau Corney plötzlich nahe an ihn herantrat und ihn ersuchte, mit noch einigen der ältern Gäste, welche nicht mitspielten, zum Abendessen hineinzugehen. Das Besuchszimmer war nämlich nicht groß genug, um alle Anwesenden auf einmal zu fassen, auch wenn sie sich stießen, preßten und zu zweien auf einem Stuhle niedersetzten, was alles nicht gegen die monkshavener Sitte verstieß. Philipp war zu verschlossen, um seinen Verdruß darüber, daß man ihn in seinen schmerzlichen Beobachtungen unterbrochen, laut

werden zu lassen, allein er hatte keinen Appetit für die guten Dinge, welche ihm vorgesetzt wurden, und es ward ihm sehr sauer, der Aufforderung von Josias Pratt, einem derben ländlichen Scherz zu applaudiren, nachzukommen.

Nach beendigtem Essen erhob sich ein kurzer Streit zwischen Frau Cornety und ihrem Schwiegersohn über die Nothwendigkeit, der Sitte des Ortes zu folgen und einzelne der Anwesenden zu einem Liede oder einer Erzählung aufzufordern. Brunton hatte seiner Schwiegermutter geholfen, die Gäste mit Essen zu versorgen; er legte ihnen dabei plötzlich von hinten über die Schulter einige unerwartete Leckerbissen vor, oder aber er füllte ihre Gläser. Als Jedermann befriedigt und man kann wohl sagen übersättigt war, hielten beide erhitzt und erschöpft inne.

„Sie sind nun alle bis oben voll", sagte Frau Cornety mit zufriedenem Lächeln. „Die Höflichkeit erfordert jetzt, daß wir Jemand bitten, ein Lied zum Besten zu geben."

„Diejenigen, welche satt sind, mögen dies wohl höflich finden, die Hungrigen aber weniger", erwiderte Brunton. „Die Leute im andern Zimmer wollen auch etwas essen, und aller Gesang klingt falsch für leere Mägen."

„Aber es sind welche hier, die es übel nehmen, wenn sie nicht aufgefordert werden. Josias Pratt hat sich vorhin schon geräuspert, und ein Hahn ist nicht eitler auf sein Krähen als er auf seinen Gesang."

„Sowie einer singt, wollen alle ihre Flöten anstimmen."

Die Schwierigkeit wurde durch Bessy Cornety gelöst, welche die Thür öffnete, um zu sehen, ob die Hungrigen im andern Zimmer nicht auch ihr Theil bekämen. Alle drängten sich ihr lärmend und vergnügt nach und ließen

den Vorgängern kaum Zeit, die Sitze zu räumen, ehe sie dieselben selbst einnahmen. Einige der jungen Leute, welche nun jede Schüchternheit verloren hatten, halfen Frau Cornety und ihren Töchtern die leeren Schüsseln wegtragen. Es blieb kaum Zeit, die Teller zu spülen oder zu wechseln; aber Frau Cornety bemerkte lachend:

„Wir sind ja lauter gute Freunde und Manche unter uns sogar Brautleute; es ist also nicht nöthig, sehr eigen mit den Tellern zu sein. Wer einen frischen Teller bekommt, kann sich gratuliren, wer aber keinen erhält und nicht auf einem gebrauchten essen mag, der muß sich eben so behelfen.“

Philipp's Schicksal verdammte ihn an diesem Abend, hülflos in irgend eine Ecke eingeklemmt zu werden; noch ehe er Zeit hatte, sich herauszuwinden, war der Raum zwischen den Wänden und den Sitzen von den Eindringenden so dicht angefüllt, daß ihm nichts übrig blieb, als ruhig an seinem Platze zu verharren. Zwischen den geschäftigen, hin und her reichenden Armen und den in steter Bewegung befindlichen Köpfen konnte er Charley und Sylvia dicht beisammen sitzend und mehr mit der Unterhaltung als mit dem Essen beschäftigt sehen. Sylvia fühlte sich von einem neuen, eigenthümlichen Glücksgefühl erfüllt, von welchem sie sich keine Rechenschaft gab. Sie befand sich in einer seligern, gehobenern Stimmung als je zuvor in ihrem Leben, bis sie, plötzlich in die Höhe blickend, Philipp's äußerst unzufriedenes Gesicht bemerkte.

„Ach!“ sagte sie, „ich muß gehen. Philipp sieht gar zu böse nach mir herüber.“

„Philipp!" rief Kinraid mit plötzlichem Aerger auf dem Gesicht.

„Er ist mein Vetter", fuhr sie fort, seinen Verdacht instinktmäßig begreifend und zugleich eifrig bemüht, ihm zu sagen, daß sie keinen Anbeter habe.

„Mutter trug ihm auf, mich nach Hause zu begleiten, und er bleibt nicht gern lange auf."

„Aber Ihr dürft nicht weggehen! Ich will Euch schon heimbringen."

„Mutter ist noch sehr unwohl", sagte Sylvia, welche sich schämte, in der Wonne des Augenblicks alles Andere so total vergessen zu haben, „und ich versprach ihr, früh zurückzukommen."

„Und haltet Ihr stets Euer Versprechen?" fragte er mit zärtlicher Betonung seiner Worte.

„Ja, immer; ich glaube es wenigstens", erwiderte sie erröthend.

„Also, wenn ich Euch bitte, mich nicht zu vergessen, und Ihr gebt mir Euer Wort, so darf ich sicher sein, daß Ihr es haltet?"

„Ich hatte Euch nicht vergessen", sagte Sylvia zu leise, als daß er es verstehen konnte.

Er bat sie, ihre Worte zu wiederholen, aber sie weigerte sich, und er konnte nur daraus schließen, daß sie mehr verrathen hatte, als sie gern noch einmal sagen wollte.

„Ich werde Euch nach Hause begleiten", sagte er, als Sylvia sich nach einem weitern Blick auf Philipp's erzürntes Gesicht erhob, um wegzugehen.

„Nein", sagte sie eilig, „ich kann Euch nicht brauchen"; denn sie fühlte, daß sie Philipp wieder besänftigen müsse

und daß die Begleitung eines Dritten sein Mißfallen nur noch steigern würde.

„Warum nicht?“ fragte Kinraid scharf.

„O, ich weiß es nicht, aber bitte, kommt ja nicht mit.“

Indessen hatte sie Mantel und Kapuze angelegt und brach sich langsam Bahn durch das Zimmer, öfters durch Einreden und Vorwürfe über ihr frühes Weggehen aufgehalten.

Philipp stand, den Hut in der Hand, auf der Schwelle zwischen Küche und Zimmer und beobachtete sie so eifrig, daß er alle Höflichkeit darüber vergaß und sich manche scherzhafte Bemerkung zuzog. Als Sylvia ihn erreichte, sagte er:

„Bist Du endlich fertig?“

„Ja“, sagte sie mit fast flehender Stimme. „Du hast noch nicht lange gewartet, nicht wahr? Ich habe ja eben erst zu Nacht gegessen.“

„Du hast so viel geschwatzt, deshalb hat Dein Essen so lange gedauert. Dieser Mensch geht doch nicht etwa mit uns?“ sagte er barsch, als er Kinraid nach seiner Mütze unter den aufgehäuften Männerkleidern suchen sah.

„Nein“, sagte sie voll Angst über Philipp's leidenschaftlichen Ton und sein wildes Aussehen, „ich bat ihn, nicht mitzukommen!“

Allein in diesem Augenblicke wurde die schwere äußere Thür geöffnet, und zwar von Daniel Robson in eigener Person; heiter, frisch und geröthet, eine lustige Personification des Winters, trat er ein. Sein weiter Fuhrmannsmantel war mit Schneeflocken bedeckt, und durch die offene Thür konnte man eine große beschneite Fläche

erblicken. Robson stampfte den Schnee von seinen Füßen und schüttelte sich tüchtig. Er stand noch immer auf der Strohmatte und ließ eine frische Zugluft durch die erhitzte Stube strömen. Dann lachte er alle an, ehe er sprach:

„Ich bringe Euch ein kaltes neues Jahr mit, obwohl es noch nicht zwölf Uhr ist. Ihr werdet eingeschneit werden, so wahr ich Daniel heiße, wenn Ihr bis Mitternacht bleibt. Ihr thätet besser daran, nach Hause zu gehen. Ei, Charley, mein Junge, wie geht's? Wer hätte erwartet, Dich hier zu Lande wieder zu sehen! Nein, liebe Frau, das Neujahr muß seinen Weg zu Euch ohne mich finden. Denn ich habe meiner Alten versprochen, Sylvia so schnell als möglich heim zu bringen; sie liegt wach und ängstigt sich über den Schnee und Gott weiß was sonst noch. Ich danke Euch schön, essen kann ich nicht, höchstens bitte ich um einen warmen Schluck, damit ich mir den Frost vertreiben und Euch meine Glückwünsche darbringen kann. Philipp, Du wirst froh sein, daß Dir bei diesem Wetter der Umweg über Haytersbank erspart ist. Meine Frau war in solcher Angst um Sylvia, daß ich's fürs Beste hielt, selbst herüber zu kommen, Euch allen guten Abend zu sagen und ihr ein warmes Tuch mitzunehmen. Eure Schafe werden alle verhungern, Meister Pratt, denn die nächsten zwei Monate kriegen sie kein Grashälmchen mehr zu sehen, wenn ich mich aufs Wetter verstehe. Ich war lange genug zur See und zu Lande, um Anzeichen und Vorbedeutungen zu verstehen. Dies ist übrigens ein gutes Getränk und den Weg allein schon werth", sagte er, nachdem er ein großes Glas starken Grog getrunken hatte. „Kinraid, wenn Du nicht kommst und mich besuchst,

ehe viele Tage vergehen, so setzt es böse Worte zwischen uns. Komm, Sylvia. Was treibst Du denn, daß Du mich hier warten läßt. Sieh, da macht Frau Corney schon wieder ein zweites Glas zurecht, und diesmal lautet mein Trinkspruch: Mögen die Verheiratheten in diesem Jahre glücklich sein und die Ledigen sich verheirathen!"

Sylvia stand schon längst neben ihrem Vater, ganz zum Aufbruch gerüstet, und fühlte sich durch seine Ankunft nicht wenig erleichtert.

„Ich bin ganz bereit, noch heute Nacht nach Haytersbank zu kommen", sagte Kinraid mit seinem leichten Freimuth, um den Philipp ihn beneidete, ohne ihn nachahmen zu können. Er konnte den verlorenen Heimweg mit Sylvia kaum verschmerzen; denn heute Abend wollte er zuerst von dem Recht, sie zu ermahnen, Gebrauch machen, einem Recht, welches ihm ja seine Tante für den Fall übertragen hatte, daß Sylvia's Betragen leichtfertig und unbedacht oder ihr Umgang unpassend sein sollte.

Philipp und Charley fühlten die große Lücke, welche das Weggehen von Robson und seiner Tochter hinterließ. Letzterer jedoch hatte nach wenigen Minuten beschlossen, Sylvia und keine Andere müsse seine Frau werden. Er hatte stets Glück bei den Frauen gehabt, verstand sich darauf, die Zeichen ihrer Gunst richtig zu deuten, und hoffte Sylvia ohne große Schwierigkeiten zu erringen. Mit der Vergangenheit zufrieden und voll freudiger Hoffnung auf die Zukunft, wurde es ihm leicht, seine Aufmerksamkeiten jetzt einem andern hübschen Mädchen zuzuwenden und die ganze Gesellschaft durch seine gute Laune und seine Lebhaftigkeit zu beseelen.

Frau Corney hielt es für ihre Pflicht, Philipp aufzufordern, noch länger zu bleiben, nun er Niemand heimzuführen habe. Bei jedem Andern im Zimmer hätte sie noch das unbezwingliche Argument vorgebracht: „Wenn Ihr jetzt geht, so nehme ich es sehr übel", bei Philipp aber konnte sie die Worte nicht über die Lippen bringen, denn sein bloßes Aussehen mußte die ganze Freude stören. Er verabschiedete sich also und sie entließ ihn so höflich, als es ihnen beiden möglich war. Die Thür schloß sich hinter ihm, er trat hinaus in die düstere Nacht und begann seinen einsamen Heimweg nach Monkshaven. Der Seewind trieb ihm den kalten Reif in die Augen und trug das Tosen der fernen Brandung bis zu ihm herauf; es war so dunkel, daß der beschneite Boden mehr Licht zu geben schien als der schwarze Nachthimmel. Die Feldwege waren alle unter dem Schnee verschwunden; er ging aber gerade seines Weges und gab sich unbewußt der Leitung des thierischen Instinktes hin, welcher sich zuweilen des menschlichen Körpers erbarmt, wenn alle edlern Fähigkeiten der Seele in stechendem Schmerze untergehen. Endlich war er in dem Hohlwege, von dem aus man bei Tage Monkshaven unter sich liegen sah. Alle Züge der Landschaft waren jetzt in der schwarzen Nacht verschwunden und die weißen Schneeflocken fielen dichter und rascher. Plötzlich läuteten die Glocken von Monkshaven ein Willkommen für das Jahr 1796. Es war Philipp, als würden ihm die Töne ins Gesicht geschleudert, so gerade brachte der Wind sie zu ihm heran. Schweren Herzens wanderte er den Berg bei dem feierlichen Klange hinab. Als er durch die Hauptstraße kam, konnte er allenthalben die Lichter ver-

löschen sehen. Das neue Jahr war angebrochen, die Erwartung war zu Ende und die Wirklichkeit begann!

Er wendete sich rechts nach dem Hofe zu, wo Alice Rose wohnte. Hier brannte noch Licht und heitere Stimmen ertönten. Er öffnete die Thüre; Alice, ihre Tochter und Coulson standen da, als warteten sie seiner. Esther's nasser Mantel hing über einem Stuhle am Feuer; auf dem Kopfe trug sie noch die Kapuze, denn sie war eben mit Coulson aus der Betstunde gekommen.

Die feierliche Aufregung des Gottesdienstes lag noch auf ihrem Gesicht; ein ungewöhnlicher Glanz strahlte aus ihren sonst verschleierten Augen und ihre blasse Wange war leicht geröthet. Alle selbstsüchtigen Gefühle waren in einer allgemeinen Liebe zu ihren Nebenmenschen untergegangen. Unter dem Einfluß dieser Liebe vergaß sie ihre gewöhnliche Zurückhaltung und ging Philipp bei seinem Eintritt mit denselben Neujahrswünschen entgegen, welche sie bereits mit den beiden Andern gewechselt hatte.

„Ich wünsche Euch ein glückliches neues Jahr, Philipp, und möge Gott Euch jeden Tag in seine Hut nehmen!"

Er nahm ihre Hand und schüttelte sie herzlich statt jeder Antwort; die Röthe auf Esther's Gesicht wurde tiefer, als sie sie zurückzog. Alice Rose sagte unwirsch etwas über die späte Stunde und wie müde sie sei; dann zog sie sich mit ihrer Tochter in das vordere Zimmer des obern Stocks zurück, während Philipp und Coulson sich in die hintere Stube begaben, welche sie zusammen theilten.

Zweites Kapitel.

Coulson und Philipp waren zwar ganz gute Freunde, standen sich innerlich aber nicht sehr nahe. Sie hatten sich nie gezankt, hatten sich aber auch nie etwas anvertraut. In der That waren beide gleich still und zurückhaltend und jeder achtete diese Eigenschaften am andern. Coulson war eine liebenswürdige Natur, sonst hätte er Philipp, in Folge eines stillen Gefühls in seinem Herzen, aufs tiefste hassen müssen. Davon ahnte aber letzterer gar nichts, da die Beiden nicht viele Worte in ihrem gemeinschaftlichen Zimmer auszutauschen pflegten. Coulson fragte Philipp, ob er sich bei Corneys gut unterhalten habe, und Philipp antwortete:

„Nicht besonders. Solche Gesellschaften sind nicht sehr nach meinem Geschmack.“

„Und doch hast Du die Betstunde darum aufgegeben.“

Keine Antwort. Coulson hielt es für Pflicht, die heute Abend von dem guten alten Methodistenprediger empfangene Vorschrift, den Nächsten im Laufe des kommenden Jahres zum Guten zu ermahnen, gleich praktisch zu üben, und die Gelegenheit benutzend fuhr er fort:

„Jonas Barclay hat uns gesagt, daß die Freuden dieser Welt seien wie die Aepfel von Sodom, schön von außen, aber innen Asche.“

Coulson überließ es Philipp, sich die Anwendung der Moral selbst zu machen, letzterer aber gab kein Zeichen des Verständnisses, sondern warf sich mit einem tiefen Seufzer auf sein Bett.

„Zieht Ihr Euch heute nicht aus?“ fragte Coulson, indem er ihn sorglich zudeckte.

Ein langes Stillschweigen trat ein; Philipp antwortete nicht und Coulson dachte, er sei eingeschlafen, wurde jedoch später durch Philipp's leise Bewegungen aus seinem ersten Schlummer geweckt. Philipp hatte sich eines Bessern besonnen, und mit einiger Reue im Herzen wegen seiner Unfreundlichkeit gegen den armen Coulson, bemühte er sich jetzt, sich so geräuschlos als möglich zu entkleiden. Er konnte nicht schlafen. Stets standen die Vorgänge bei Corneys, deren Zeuge er gewesen, wie ein Schauspiel vor seinen Augen. Müde und ärgerlich über das stets wiederkehrende Bild blickte er um sich und suchte die Umrisse des Zimmers und der Möbel in der Dunkelheit zu erkennen. Die weiße Decke lief schräg gegen die getünchten Wände, wo er die vier alten Rohrstühle stehen sah. Der Spiegel hing an einer Seite des geschnitzten alten Eichenschrankes, welcher seine Kleider enthielt und noch mit den Namenszügen seiner vergessenen Ahnen geschmückt war; daneben standen die Kisten, welche dem ruhig schlafenden Coulson gehörten; dann kam das Schiebfenster in der Decke des Zimmers, durch welches er deutlich die schneebedeckten Bergspitzen sehen konnte. Als er

so weit in der Aufzählung der Gegenstände gekommen war, verfiel er in einen unruhigen Schlaf, der zwei bis drei Stunden dauerte; plötzlich aber erweckte ihn ein unbestimmtes Angstgefühl, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte. Er überdachte nun den ganzen verflossenen Abend bei sich selbst und der Eindruck war heute viel günstiger als gestern. Er faßte frische Hoffnung mit dem neuen Tage; jedenfalls beschloß er aufzustehen und thätig zu sein, denn der späte Wintertag graute schon hinter dem Berge, und er wußte, daß es weit später als gewöhnlich sei, obwohl Coulson noch unbeweglich im Schlafe lag. Philipp weckte jedoch seinen Stubenkameraden erst, als er selbst das Zimmer verließ, da heute Neujahrstag, also ein halber Feiertag war.

Seine Schuhe in der Hand tragend, ging er leise die Treppe hinunter, denn er konnte von oben an den geschlossenen Fensterladen der Küche erkennen, daß weder Alice noch ihre Tochter schon aufgestanden waren. Frau Rose pflegte sich sonst sehr früh zu erheben und alles rein und blank zu machen, ehe ihre Kostgänger herunterkamen; aber gewöhnlich ging sie auch um neun Uhr zu Bette, während sie gestern bis nach zwölf Uhr gewacht hatte. Philipp machte die Laden auf und hackte die Kohlen so geräuschlos als möglich in kleine Stücke, um die Schlafenden zu schonen. Der Wasserkessel war noch nicht gefüllt, wahrscheinlich wegen des Sturms am Abend zuvor. Als Philipp vom Brunnen zurückkam, fand er Alice und Esther äußerst eifrig bei ihrer Arbeit in der Küche, um die verlorene Zeit einzubringen. Esther sah sehr wichtig und geschäftig aus in ihrem aufgeschürzten Rocke und mit der leinenen Mütze,

die ihre Haare ganz verbarg, Alice aber war wegen ihres langen Schlafens sehr übellaunig. Dieser und andere Umstände bewogen sie, Philipp sehr unwirsch anzufahren, als er mit schneeigen Füßen und wohlgefülltem Kessel erschien.

„Nun seh' einer an, macht er die Treppen und alles voll Schmuz und Tropfen und mischt sich in Weiberarbeit, die einen Mann nichts angeht."

Philipp war erstaunt und ärgerlich; er hatte ihr gern behülflich sein wollen und war über der Anstrengung zur Herrschaft über seine eigenen Gedanken gelangt. Er gab ihr den Kessel in die schnell zugreifenden Hände und setzte sich in einem Anfall von übler Laune hinter die Thür. Der Kessel war jedoch voller und deshalb schwerer, als die alte Frau dachte, und es gelang ihr nicht, ihn bis zu den Haken zu heben, an welchen er gewöhnlich befestigt wurde. Sie sah sich nach Esther um, allein diese war in der Geschirrküche. Im Nu war Philipp ihr zur Seite und hatte den Kessel für sie aufgehängt. Sie sah ihm einen Augenblick traurig ins Gesicht, dankte aber kaum, wenigstens drang kein Laut über ihre Lippen. Durch dieses Benehmen verletzt, begab er sich auf seinen frühern Platz zurück und beobachtete mechanisch die Vorbereitungen zum Frühstück. Seine Gedanken kehrten jedoch stets zum vergangenen Abend zurück, und seine Ruhe war dahin. Beim ersten Strahle des Tages wollte er sich einreden, er habe gestern keinen Grund zu Aerger und Niedergeschlagenheit gehabt; nun aber, in seiner erzwungenen Unthätigkeit, überlief er in seinem Gedächtniß Worte und Blicke des gestrigen Tages und fand seine Furcht begründet. Nach einigem

Nachdenken beschloß er, diesen Abend nach Haytersbank zu gehen und mit Sylvia oder ihrer Mutter zu sprechen. Was er ihnen eigentlich sagen wollte, darüber war er noch nicht mit sich im Reinen; es sollte von Sylvia's Laune und dem Gesundheitszustande ihrer Mutter abhängen; jedenfalls aber wollte er der letztern Einiges mittheilen.

Beim Frühstück hätte Philipp näher liegende Dinge bemerken können, er war jedoch weder alt noch erfahren genug, um den wahren Sachverhalt in seiner Umgebung zu ahnen. Er sah nur, daß Frau Rose unzufrieden mit ihm sei, weil er nicht seinem frühern Vorsatze treu geblieben und mit Esther in die Betstunde gegangen war. Er beschwichtigte jedoch sein Gewissen, weil er kein festes Versprechen gegeben, sondern nur den Wunsch geäußert hatte, bei dem Gottesdienste, von welchem Esther sprach, anwesend zu sein. Coulson war mit ihr hingegangen und hatte ihn also ersetzt. Doch stimmte ihn das veränderte Benehmen von seiner Hauswirthin sehr unbehaglich; mehrmals dachte er bei sich: wüßte sie, wie unglücklich er an diesem „lustigen Abend" gewesen, sie würde ihn gewiß nicht mit dieser anhaltenden Bitterkeit anreden. Ehe er ins Geschäft ging, erklärte er ihr noch seine Absicht, an diesem Abend einen Neujahrsbesuch bei seiner Tante zu machen.

Philipp und Coulson wechselten wochenweise ab, wer zuerst zum Mittagsessen nach Hause ging; der zuerst Eintreffende aß mit Alice und ihrer Tochter, für den Andern wurde das Essen in der Röhre warm gehalten. Heute war an Hepburn die Reihe, der letzte zu sein. Den ganzen

Morgen über war der Laden mit Kunden überfüllt gewesen, welche sich, vielleicht in leiser Erinnerung an den Kuchen und Wein, die ihnen von den gastfreien Fosters stets an diesem Tag geboten wurden, mit Glückwünschen einfanden. Es war ein geschäftiger Tag für alle, sowohl für Esther, die auf einer Seite des Ladens Mützen, Bänder und sonstigen weiblichen Bedarf feil bot, als auch auf der Seite der Spezerei- und Ellenwaaren, wo die Gehülfen und Lehrlinge verkauften.

Philipp verrichtete seine Arbeit in einem Zustande der völligsten Geistesabwesenheit. Die Folge davon war, daß sein Benehmen ihn nicht eben bei seinen Kunden empfahl, welche ihn stets nur aufmerksam und höflich, obwohl ernst und ruhig gesehen hatten. Eine rüstige Pachtersfrau machte eine Bemerkung über die Veränderung in seinem Wesen. Sie hatte ein kleines, etwa fünf Jahre altes Mädchen bei sich, welches sie auf den Ladentisch gesetzt hatte und das Philipp mit ängstlichen Blicken beobachtete, zuweilen ihrer Mutter etwas ins Ohr flüsterte und dann ihr Gesicht in deren Mantel vergrub.

„Sie hat sich so sehr gefreut, Euch sehen zu dürfen, und ich glaube gar, Ihr habt sie noch nicht einmal bemerkt. Mein Engel, er hat es ganz vergessen, daß er voriges Neujahr sagte, er würde Dir eine Stange Gerstenzucker geben, wenn Du ihm bis dahin ein Taschentuch gesäumt hättest.“

Das Gesicht des Kindes war zwar in die weiten Mantelfalten der Mutter versteckt, aber in der kleinen ausgestreckten Hand hielt es ein viereckiges Stück grober Leinwand.

„Ja, ja, sie hat es nicht vergessen und hat ihre fünf Stiche den Tag gemacht, Gott segne sie! und ich glaube nicht, daß Ihr sie nur wieder erkennt. Sie ist ja die Phöbe Moorsom, und ich bin Hannah und kaufe seit fünfzehn Jahren in diesem Geschäft.“

„Ich bitte um Entschuldigung“, sagte Philipp. „Ich war gestern so lange auf und bin heute etwas zerstreut. Nun, Phöbe, Du hast das sehr hübsch gearbeitet und ich danke Dir recht schön. Und hier sind fünf Stangen Gerstenzucker, eine Stange für jeden Stich, und Euch danke ich auch recht sehr, Frau Moorsom.“

Philipp nahm das Tuch und hoffte nun sein schlechtes Gedächtniß wieder gutgemacht zu haben. Allein die Kleine wollte sich nicht vom Tische herunterheben lassen und flüsterte von neuem etwas in das Ohr ihrer Mutter, welche sie lächelnd zur Ruhe verwies. Philipp sah wohl, daß noch ein Wunsch unerfüllt geblieben sei, und fragte danach.

„Sie ist ein kleines dummes Ding; sie sagt, Ihr hättet ihr versprochen, ihr einen Kuß zu geben und sie zu heirathen.“

Das Kind verbarg seinen Kopf an dem Halse der Mutter und wollte sich den willig dargebotenen Kuß nicht geben lassen. Philipp erlangte nur die Gunst, den kleinen runden Nacken küssen zu dürfen. Frau Moorsom ging mit dem nur halb befriedigten Kinde fort, und Philipp sah ein, daß er seine Sinne zusammennehmen und mehr bei der Sache sein müsse.

Gegen die Essenszeit lichtete sich die Menge; Esther füllte die Weinflaschen frisch auf und brachte einen andern

Kuchen, ehe sie nach Hause ging; Philipp und Coulson aber holten das gemeinschaftliche Geschenk hervor, welches sie ihr jährlich an diesem Tage zu geben pflegten. In diesem Jahre hatten sie das hübscheste seidene Halstuch, welches sie im Laden finden konnten, für sie ausgesucht. Keiner von beiden wollte es ihr jedoch übergeben; Coulson drückte Philipp das Packet in die Hand, als Esther unter der Thüre erschien.

„Hier, Esther, ist ein Halstuch für Euch", sagte Philipp, indem er hinter dem Ladentisch vortrat, als sie sich eben zum Heimweg rüstete. „Es ist von Coulson und mir. Wir wünschen Euch ein glückliches neues Jahr und noch viele Jahre zu leben; und viele Andere wünschen mit uns dasselbe."

Er ergriff ihre Hand, als er sprach. Sie erblaßte ein wenig und ihre Augen wurden feucht, als sie zu ihm aufblickte, so sehr sie sich auch zu bezwingen suchte.

„Ich danke Euch schön", sprach sie einfach, ging auf Coulson zu, wiederholte ihren Dank, und dann gingen beide zusammen zu Tische.

Im Geschäft trat jetzt eine Pause ein; sämmtliche Bewohner von Monkshaven und darunter auch John und Jeremias, speisten zu dieser Stunde zu Mittag; sogar einer der Ausläufer hatte sich entfernt. Philipp ordnete die zerstreuten Waaren und setzte sich dann auf den Ladentisch ans Fenster; es war dies der gewöhnliche Platz desjenigen, der über Mittag zurückblieb, denn es gab, ausgenommen an Markttagen, keine Kunden zu dieser Stunde. Früher pflegte er die Stoffe am Fenster auseinander zu schieben, um die Vorübergehenden zu beobachten. Heute aber starrte

er unbewußt in die Ferne. Diesen ganzen Morgen hindurch hatte ihn nur eine Hoffnung bei der Erfüllung seiner Pflicht aufrecht erhalten, und diese Hoffnung stürzte jetzt vor ihm zusammen. Es war auch nicht das leiseste Zeichen von einer Neigung Sylvia's für ihn aus den Erinnerungen des gestrigen Abends zu entnehmen. Es half nichts, sich darüber zu täuschen. Es war besser, alles gleich und mit einem Male aufzugeben. Aber wie? Wenn er das nun nicht vermochte? Nein, er beschloß, beharrlich zu sein; denn solange wir Leben sehen, so lange haben wir ja Hoffnung; solange Sylvia nicht mit einem Andern verlobt war, so lange war eine Möglichkeit für ihn. Er nahm sich vor, sein ganzes Benehmen zu ändern. Lustig und leichtsinnig wie andere junge Leute zu sein, das war ihm nicht möglich, denn seine ganze Natur war nicht dazu angelegt. Frühzeitige Sorgen hatten wohl seinen Charakter gereift, aber er war nicht lebendiger und anregender dadurch geworden. Er dachte mit Bitterkeit daran, wie leicht und fließend manche der gestern Anwesenden über unwichtige Dinge zu reden verstanden; trotz allem aber fühlte er eine Macht der ausdauerndsten Liebe in seinem Innern, welche er für ungewöhnlich hielt und welcher er zutraute, daß sie ihn noch an das Ziel seiner Wünsche führen würde. Vor einem Jahre hatte er sich noch viel auf seine Klugheit und seine mühsam errungene Gelehrsamkeit zu gute gethan, und sich eingebildet, Sylvia mit diesen Eigenschaften gewinnen zu können. Er hatte nun sein Glück damit bei ihr versucht und nicht einmal ihre Bewunderung geerntet; ein geheimer Instinkt sagte ihm auch, daß die Liebe einer Frau auf jede andere Art eher als durch bloße Bücherweisheit erworben

wird, und nun zürnte er sich selbst darüber, daß er sich jemals zu ihrem Schullehrer hergegeben hatte. Heute Abend wollte er einen neuen Weg einschlagen. Er wollte sie nicht tadeln wegen ihres Benehmens am gestrigen Abend, hatte er ihr doch sein Mißfallen zur Zeit gezeigt; nein, sie sollte nur sehen, wie zärtlich und nachsichtig er sein könne. Er wollte sie an sich locken, nicht aber ihre Fehler aufdecken; vielleicht hatte er in dieser letztern Beziehung bisher des Guten zu viel gethan.

Als Coulson zurückkehrte, begab sich Philipp zu seiner einsamen Mahlzeit. Gewöhnlich war er beim Essen ganz allein, heute aber leistete Alice Rose ihm Gesellschaft. Sie beobachtete ihn mit kalten, strengen Blicken eine Zeit lang, bis er seinen schwachen Appetit gestillt hatte; dann begann sie ihre Strafpredigt, welche sie für ihn bereit hielt und deren Beweggründe ihr selbst nicht ganz klar waren.

„Das Essen schmeckt Dir heute nicht wie gewöhnlich", fing sie an. „Einfache Nahrung mundet freilich schlecht nach einer Schmauserei!"

Philipp fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg; er war nicht in der Laune, geduldig den kommenden Anlauf zu erwarten; seine Ehrfurcht vor den Frauen und vor dem Alter erlaubte ihm jedoch keine andere Antwort als die ruhige Bemerkung:

„Ich habe gestern Abend ein Stück kaltes Ochsenfleisch gegessen, wenn Ihr das eine Schmauserei nennen wollt!"

„Auch ist gottselige und fromme Sitte nicht angenehm nach den Freuden dieser Welt", fuhr sie fort, ohne seine Worte zu beachten. „Du pflegtest früher das Haus Gottes zu besuchen, und ich hatte eine gute Meinung von

Dir; aber seit einiger Zeit hast Du Dich verändert und bist abgefallen, und ich muß Dir sagen, was ich auf dem Herzen habe."

„Mutter", sagte Philipp, denn Coulson und er nannten Alice zuweilen Mutter, „ich glaube nicht, daß ich abgefallen bin; jedenfalls aber kann ich jetzt nicht dableiben, um — es ist Neujahrstag und der Laden gedrängt voll."

Alice hob den Kopf empor. Die Rede war fertig und mußte gehalten werden.

„Laden hin, Laden her. Das Fleisch und der Teufel bekommen Dich in ihre Gewalt, und Du hättest es nöthiger als je, Dich nach den Wegen der Gnade umzusehen. Der Neujahrstag kommt und sagt: Wachet und betet, und Du sagst: Nein, ich will auf Feste und Märkte gehen, Monate und Jahreszeiten vorüberstreichen lassen, ohne zu bedenken, in wessen Gegenwart sie mich führen! Es war eine Zeit, Philipp, wo keine Lustbarkeit Dich vom Gottesdienst und der Gesellschaft der Frommen abgehalten hätte."

„Ich sage Euch ja, für mich war es kein Freudenfest", sagte Philipp scharf, als er das Haus verließ.

Alice setzte sich auf den nächststehenden Sitz und lehnte ihren Kopf in ihre runzlige Hand.

„Er ist gefangen und verstrickt", sagte sie. „Ich hatte ihn ins Herz geschlossen und ihn als einen der Auserwählten betrachtet. Ich bin's nicht allein, die ihn schmerzlich vermißt. O Herr, ich habe nur ein Kind! O mein Gott, schütze es! Aber vor allem Andern möchte ich für seine Seele beten, daß Satan sie nicht verschlinge; ich habe ihn unter meiner Obhut gehabt, als er noch ein kleiner Junge war."

In diesem Augenblick kehrte Philipp zurück. Er hatte Gewissensbisse wegen seiner unfreundlichen Antwort empfunden; aber Alice sah oder hörte ihn nicht, bis er ganz nahe bei ihr stand, und dann mußte er sie berühren, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

„Mutter“, sagte er, „ich that Unrecht. Ich bin über Manches verdrießlich. Ich hätte nicht so mit Euch sprechen sollen. Es war nicht recht von mir.“

„O mein Junge“, sagte sie und legte ihren magern Arm auf seine Schulter, als er sich zu ihr herabbeugte, „Satan stellt Dir nach, daß er Dich in die Falle locke. Nimm Dich in Acht und gehe nicht zu denen, die sich nicht um fromme Dinge kümmern. Warum gehst Du nach Haytersbank heute Abend?“

Philipp erröthete. Er konnte und wollte seine Absicht nicht aufgeben, und doch war es schwer, den Bitten der sonst so verschlossenen Frau zu widerstehen.

„Nein“, sagte er, sich ein wenig von ihr losmachend, „meine Tante ist unwohl; es sind meine Verwandten und die besten Leute der Welt, wenn sie auch nicht unsere — Eure Ansichten in allen Stücken theilen.“

„Unsere — Eure Ansichten sagt er, als wären sie nicht mehr die seinigen. Und die besten Leute der Welt“, wiederholte sie mit wiederkehrender Strenge. „Dies sind Satans Worte, die Du sprachst, Philipp! Ich kann nichts gegen den Satan thun, aber ich kann mit denen reden, die dazu die Macht haben: es wäre Dir besser, mittenentzwei gerissen zu werden, als mit Leib und Seele zur Hölle zu fahren.“

„Aber glaubt nicht, Mutter“, sagte er, und es war

sein letzter Versöhnungsversuch, denn die Uhr schlug zwei, „daß ich zur Hölle fahre, weil ich meine Familie, meine einzigen Verwandten besuche.“ Und er verließ abermals das Haus, nachdem er seine Hand so zärtlich, als es ihm möglich war, auf die ihrige gelegt hatte.

Wahrscheinlich hätte Alice die ersten Worte, welche Philipp bei seinem Eintritte in den Laden begrüßten, als eine Erhörung ihres Gebetes betrachtet, denn sie machten Philipp's Absicht, noch heute Abend Sylvia zu besuchen, zu nichte; und wenn Alice ihren verwirrten Gedanken Worte verliehen hätte, so wäre Sylvia als der Geist der Versuchung, welchen sie am meisten für Philipp fürchtete, erschienen.

Als er seinen Platz hinter dem Tische einnahm, sagte Coulson mit leiser Stimme zu ihm:

„Jeremias Foster kam herüber, um uns auf heute Abend zum Essen einzuladen. Er sagte, John und er hätten Geschäftsangelegenheiten mit uns zu besprechen.“

Ein Blick seiner Augen auf Philipp machte letzterem begreiflich, daß Coulson glaube, das Geschäft habe mit der künftigen Theilung zu thun, über welche seit einiger Zeit ein leises Einverständniß zwischen den beiden Gehülfen herrschte.

„Und was hast Du geantwortet?“ fragte Philipp, der auch jetzt noch nicht auf seinen Besuch verzichten mochte.

„Geantwortet? Ei, was konnte ich anders sagen, als daß wir kommen würden? Es wird sich ganz gewiß etwas entscheiden, und noch dazu etwas, worüber wir uns freuen werden. Ich konnte es ihm am Gesicht ansehen.“

„Ich glaube nicht, daß ich kommen kann“, sagte Philipp,

dem es eben jetzt vorkam, als sei die lang gehoffte Geschäftsübergabe nichts im Vergleich mit seinem Vorsatz. Es war ihm immer unangenehm, einen Plan aufgeben zu müssen oder irgend eine vorgesetzte Ordnung der Dinge zu stören; heute aber war es ihm ein wirklicher Schmerz, auf seine Absicht verzichten zu müssen.

„Aber was fällt Euch ein?" sagte Coulson, erstaunt über Philipp's Zögern.

„Ich habe ja nicht gesagt, daß ich nicht kommen werde", versetzte Philipp, die Folgen erwägend, bis er abgerufen ward, um sich mit den Käufern abzugeben.

Im Laufe des Nachmittags jedoch fühlte er sich bei dem Gedanken, seinen Besuch bis auf den nächsten Tag verschoben zu haben, erleichtert. Charley Kinraid betrat nämlich den Laden, von Molly Brunton und deren Schwestern begleitet; und obwohl sie sich alle nach Esther's Seite hinüber begaben und Philipp und Coulson sehr beschäftigt waren, so konnte Hepburn's scharfes Ohr doch Manches von dem vernehmen, was die Mädchen sprachen. Er konnte hören, daß sie kamen, um die Neujahrsgeschenke einzukaufen, welche Charley ihnen versprochen hatte; dann verstand er, daß Charley am nächsten Tage nach Shields zurückkehren werde, wo er seine Schiffsarbeit nur für kurze Zeit verlassen durfte. Sie sprachen alle leicht und lustig zusammen, als sei sein Kommen und Gehen für ihn selbst und seine Cousinen ziemlich gleichgültig. Der Hauptgedanke der letztern war, sich irgend einen Lieblingsgegenstand auszusuchen. Charley Kinraid aber war besonders bemüht, der Hübschesten und Jüngsten zu dem ihrigen zu verhelfen.

Hepburn beobachtete ihn beständig mit einer Art Neid über sein offenes, höfliches Wesen. Wäre er sicher gewesen, daß Sylvia so wenig an den Seemann dächte, als dieser offenbar mit ihr beschäftigt war, so hätte Philipp ihn sogar seines angenehmen Aeußern und einer gewissen allgemeinen Liebenswürdigkeit wegen bewundern können, mit welcher er einen Jeden anlächelte.

Als die Gesellschaft sich zum Weggehen anschickte, bemerkte sie Philipp, den Gast des gestrigen Abends; und nun kamen alle zu ihm heran, um ihm die Hand zu schütteln; Kinraid's dargebotene Rechte war unter den andern. Gestern Abend noch hätte Philipp eine solche freundschaftliche Geberde zwischen ihm und Charley für unmöglich gehalten, und vielleicht war auch ein leises Zögern bei ihm wahrzunehmen, denn Kinraid blickte ihn plötzlich forschend an. Während des Händedrucks wurde sich Philipp plötzlich bewußt, daß sein Gesichtsausdruck sich unwillkürlich verfinstere und daß Licht und Friede aus seinem Gesicht wichen. Molly Brunton redete ihn an; er war froh, sich zu ihr wenden zu können. Sie fragte ihn, warum er gestern so früh weggegangen; sie seien noch vier Stunden länger beisammen geblieben, und zuletzt, fügte sie hinzu, habe ihr Vetter Charley noch einen Hornpipe-Tanz zwischen flachen Schüsseln ausgeführt.

Philipp wußte kaum, was er zur Antwort gab; die Erwähnung dieses pas seul nahm ihm einen wahren Stein vom Herzen. Jetzt konnte er lächeln, und gern hätte er noch einmal Kinraid's Hand geschüttelt, denn es schien ihm unmöglich, daß Jemand, der sein Gefühl für Sylvia theilte, noch vier endlose Stunden in einer Gesellschaft zu-

bringen könne, nachdem sie dieselbe verlassen hatte. Am allerwenigsten aber wäre er im Stande gewesen, einen Solotanz zu tanzen, weder aus eigener Herzensfreudigkeit, noch aus Gefälligkeit für Andere. Die Sehnsucht nach der Abwesenden wäre bei ihm eine Last sowohl für die Glieder als für den Geist gewesen, und er glaubte, alle Männer seien ihm darin ähnlich.

Drittes Kapitel.

Mit der einbrechenden Dunkelheit schwanden Philipp's Zweifel, ob er Coulson begleiten solle oder nicht; seine Angst in Bezug auf Sylvia hatte sich verringert, und er wußte wohl, daß er seinen Principalen alle Rücksicht schuldig sei und die Ehre einer Einladung nach Jeremias Foster's Wohnhaus nur im Falle einer wirklichen Abhaltung ablehnen dürfe. Uebrigens war Philipp von einem großen kaufmännischen Ehrgeiz beseelt. Das Geschäft war sein zweiter Lebenszweck, und die Erreichung des ersten hing wesentlich davon ab.

Als der Laden geschlossen war, machten sich die Beiden auf den Weg. Sie gingen durch die Brückenstraße, um über den Fluß zu Jeremias Foster's Haus zu gelangen. Auf der Brücke hielten sie einen Augenblick inne und athmeten die frische Seeluft nach dem bewegten Tage ein. Das Wasser schoß dunkel und hoch angeschwollen aus den schneegetränkten Quellen von dem Moorlande herab. Die enge stehenden Häuser der Altstadt lehnten sich unregelmäßig an einander gedrängt an die ununterbrochene weiße Schneefläche des Berges an. Ab und zu funkelten

einige Lichter in der Stadt und am Steuer und Kiel der Schiffe im Hafen. Die stille kalte Winterluft war so unbewegt, daß alle fernen Geräusche, wie das Rasseln der Räder in der Hauptstraße, die Stimmen am Bord der Schiffe und das Schließen der Fensterladen und Thüren in der Neustadt, ganz nahe schienen. Die Atmosphäre war von gefrorenen Salzkrystallen durchdrungen, welche auf Lippen und Wangen brannten. Die Freunde durften sich jedoch hier inmitten des Thals und in dem rauhen Luftstrome, welchen die Flut gerade aus dem Eismeere hertrieb, nicht länger aufhalten. Es erwartete sie ja die ungewöhnliche Ehre eines Abendessens bei Jeremias Foster. Er hatte sie einzeln wohl schon öfter zu einer Mahlzeit eingeladen; noch nie aber waren sie zusammen bei ihm gewesen, und beide ahnten, daß etwas Ernstes der Sache zu Grunde liege.

Sie stiegen die steile Straße, welche zu den neuerbauten Häusern führte, hinan und sahen sich mit einem Male in aristokratischere Regionen, wo kein Verkaufslokal die Straßen entheiligte, versetzt. Jeremias Foster's Haus stand in einer Reihe mit drei andern Häusern und war weder durch Gestalt, Größe, noch Farbe von den andern zu unterscheiden; bei Tage aber fiel es jedem Vorübergehenden durch die untadelhafte Sauberkeit der Thürschwelle, der Fenster und Fensterrahmen auf, ja die Backsteinmauern des Hauses sahen aus, als würden sie mit dem Schellenknopf, der Klinke und dem Fußeisen täglich blank gescheuert.

Ein junges Mädchen, welches zum ersten Male in Gesellschaft geht, kann sich nicht beklommener fühlen als die

beiden jungen Leute, welche heute unter so ungewöhnlichen Bedingungen ihren Principalen gegenüber treten sollten. Keiner konnte sich zu dem entscheidenden Klingelzug entschließen, bis Philipp endlich mit leisem Kopfschütteln über seine eigene Thorheit rasch an der Schelle zog. Die Thür öffnete sich sofort und eine Dienerin mittlern Alters, welche ebenso sauber wie das Haus aussah, stand erwartungsvoll am Eingange und lächelte den bekannten Gesichtern einen Willkomm zu.

„Erlaubt mir, daß ich Euch ein wenig abstäube, William“, sagte sie, indem sie auch gleich zur That schritt. „Ihr habt Euch an eine getünchte Wand gelehnt, wie ich sehe. Und Ihr, Philipp“, fuhr sie fort, indem sie sich mit mütterlicher Zutraulichkeit an ihn wandte, „Ihr seid gut im Stande, nur müßt Ihr Eure Schuhe an jener Matte abputzen. Diese hier ist nur für den ärgsten Schmuz bestimmt. Der Herr putzt sich die seinen immer dort ab.“

Dieselbe Ordnung war in dem viereckigen Besuchszimmer sichtbar. Kein Flecken oder Stäubchen war auf den Möbeln zu sehen, und alle Gegenstände standen sich entweder in gerader Linie gegenüber oder bildeten genau einen rechten Winkel. Auch John und Jeremias saßen symmetrisch zu beiden Seiten des Feuers, und das Lächeln auf ihren ehrlichen Gesichtern schien mathematisch genau dasselbe zu sein.

Solche Ordnung mag sehr bewundernswürdig sein, aber sie bringt nicht eben Wohlbehagen hervor. Trotz aller Freundlichkeit von Jeremias und seinem Bruder fingen die Gäste erst an sich einigermaßen wohl zu fühlen, nachdem sie eine gute Portion Yorkshire-Pudding ver-

speist und denselben mit dem besten Weine aus Jeremias' Keller hinuntergespült hatten. Als die lange Pause stummen Gebetes nach der Mahlzeit vorüber war, ließ Jeremias Pfeifen bringen, und drei der Anwesenden begannen zu rauchen.

Von Politik zu reden, war in jener Zeit auch in der geschlossensten Gesellschaft eine kitzliche Sache. Die ganze Nation war von Haß gegen Frankreich und gegen einen Jeden, der im Verdachte stand, mit den dort begangenen Ungeheuerlichkeiten zu sympathisiren, erfüllt.

Im vergangenen Jahre war ein strenges Decret gegen aufrührerische Zusammenkünfte erlassen worden, und man wußte nicht, wie weit die Regierung bei der Ausführung desselben gehen würde. Die Unparteilichkeit hatte sogar bei den Gerichten aufgehört; die Richter waren, zum Theil aus Furcht, zum Theil aus eigennützigem Interesse, zu heftigen Parteigängern geworden und zerstörten damit das Vertrauen des Volkes in dessen oberste Behörden. Trotz alledem wagten es einige Wenige, noch von Parlamentsreformen und Verringerung der Kriegssteuern zu sprechen. Diese Vorläufer des Jahres 1830 waren damals jedoch allgemein verhaßt. Die Masse des Volkes hielt sich zu den Tories, haßte die Franzosen und ahnte noch nichts von dem wachsenden Ruhme des corsischen Feldherrn, dessen Namen zwölf Jahre später in England als Popanz für die kleinen Kinder gebraucht wurde, sowie man mit dem Namen Marlborough's einst in Frankreich die Kinder zum Schweigen brachte.

In Monkshaven hatten diese Ansichten leidenschaftliche Anhänger gefunden; abweichende Meinungen wurden nicht

geduldet. So beschränkten sich die Politiker des Ortes meist auf die allgemeinen Fragen, ob ein Engländer wohl mehr als vier Franzosen auf einmal schlagen könne; was die richtige Strafe für diejenigen sei, die mit dem französischen Directorium correspondirten, ob Hängen und Viertheilen oder Verbrennen; ob das zu erwartende Kind der Prinzessin von Wales wohl ein Knabe oder ein Mädchen sein würde, und wenn es ein Mädchen sei, ob man es Charlotte oder Elisabeth nennen werde.

Die Fosters waren ihrer Gäste sicher genug, um mit ihnen über Politik zu reden, hätten sie sich dazu geneigt gefühlt. Wirklich sprachen sie auch über die Schmähungen, welche kürzlich dem König auf seinem Wege von St.-James-Park zur Eröffnung des Oberhauses nachgerufen worden waren; aber bald gerieth das Gespräch auf die hohen Preise der Lebensmittel; der Laib Brod kostete einen Schilling drei Pence nach londoner Maß und Gewicht. Hierauf aber trat verhängnißvolles Schweigen ein; John sah Jeremias an, damit dieser anfange. Jeremias war zwar eigentlicher Hausherr und einst verheirathet gewesen, allein er erwiderte den Blick seines Bruders mit demselben Ausdruck; John war nämlich der ältere Bruder, obwohl er Junggesell geblieben war. Die große Kirchglocke schlug eben neun Uhr; es wurde spät. Jeremias hob an:

„Es ist jetzt eine schlimme Zeit, um neue Geschäfte zu unternehmen, jetzt, da die Steuern so hoch und die Lebensmittel so theuer sind; allein wir werden alt, mein Bruder und ich, und möchten gern einen Theil unserer weltlichen Geschäfte zum Abschluß bringen. Wir würden gern den Laden aufgeben und uns nur an das Bankgeschäft halten,

allein zuerst müssen die Vorräthe und die Firma verkauft werden."

Lautlose Stille. Diese Eröffnung war für die beiden Jünglinge ohne Vermögen nicht günstig. Sie hatten gehofft, zuerst als Theilhaber in das Geschäft aufgenommen zu werden und ihren Herren auf diese Weise nachzufolgen. Es war dies jedoch eine von den Brüdern zuvor ausgemachte Rede, um Hepburn und Coulson mit der ungewöhnlich großen Verantwortlichkeit, welche sie zu übernehmen haben würden, bis ins Innerste zu erfüllen. Man ging früher in Vielem weniger einfach zu Werke als heutzutage. Die Gebrüder Foster hatten ihre für den Abend beabsichtigten Reden fast auswendig gelernt. In Anbetracht ihrer großen Jugend sollten die beiden jungen Leute gewarnt werden, ehe man ihnen das beabsichtigte vortheilhafte Anerbieten machte, damit sie nicht etwa ihre neuen Pflichten leichtsinnig übernehmen sollten. Einer der Brüder übernahm demzufolge die Rolle des Vorschlagens, der andere die des Zurückhaltens. Auch die beiden jungen Leute hatten ihre Hintergedanken; wußten sie doch schon längst, was ihrer an diesem Abend harrte. Mit Ungeduld erwarteten sie ihr Schicksal endlich einmal in klaren Worten zu vernehmen, mußten jedoch scheinbar unbetheiligt der langen Einleitung zuhören. John Foster erwiderte seinem Bruder:

„Ja, die Vorräthe und die Firma, das wird ziemlich theuer werden, und manches Andere müßte auch noch berechnet werden. Philipp, kannst Du mir genau den Werth der gegenwärtig auf Lager befindlichen Vorräthe angeben?"

Philipp hatte dieselben vor wenigen Tagen erst aufgenommen und wußte die Summe noch auswendig.

„Eintausend neunhundert und einundvierzig Pfund Sterling, dreizehn Schillinge und zwei Pence."

Coulson blickte ihn erschrocken an und konnte einen Seufzer nicht unterdrücken. Die Zahlen schienen ihm, laut ausgesprochen, viel bedeutender, als wenn sie nur auf dem Papiere geschrieben standen. Allein Philipp verstand es besser, in dem Gesichtsausdruck, ja sogar in den Seelen der beiden Brüder zu lesen, und empfand keine Furcht mehr.

„Und wie steht es mit der Hauseinrichtung?" fragte John Foster.

„Der Taxator schätzte sie auf vierhundert fünfunddreißig Pfund drei und einen halben Schilling, als der Vater starb. Wir haben seitdem Manches hinzugefügt, wollen aber nicht mehr dafür verlangen. Wie viel gibt das zusammen mit der andern Summe?"

„Zweitausend dreihundert sechsundsiebzig Pfund, sechzehn Schilling und acht Pence", sagte Philipp.

Coulson hatte schneller gerechnet, war aber zu muthlos, um zu sprechen.

„Und die Firma?" fragte der mitleidslose John. „Wie hoch schlägst Du die an?"

„Ich glaube, Bruder, das hängt wohl davon ab, wer unsere Vorräthe und die Einrichtung kaufen wird. Manchen würden wir es leicht machen, mit uns einig zu werden, vorausgesetzt, daß wir sie kennen und lieb haben. Wenn zum Beispiel William und Philipp sagten, sie wollten das Geschäft kaufen, so würden wir ihnen andere Bedingungen stellen als dem Miller." Miller war der Besitzer eines

kleinen neu errichteten Concurrenzgeschäfts am andern Ende der Stadt.

„Ich wollte, Philipp und William könnten unsere Nachfolger werden“, sagte John. „Allein dies ist außer Frage“, fuhr er fort, obwohl er wußte, daß dies durchaus nicht außer Frage, sondern bereits eine feststehende Absicht sei.

Niemand sprach. Nach einer Weile fuhr Jeremias fort:

„Ist dies wirklich außer Frage?“ Er blickte die jungen Leute an. Coulson schwieg, Philipp aber sagte muthig:

„Ich habe dreiundfünfzig Pfund sieben Schillinge und vier Pence bei Euch liegen, Mr. John; es ist alles, was ich auf der Welt besitze.“

„Das ist schade“, erwiderte John, und wieder schwiegen sie. Es schlug halb zehn. Es war Zeit, der Sache ein Ende zu machen.

„Vielleicht haben sie Freunde, welche das Geld vorschießen könnten. Was meinst Du, Bruder? Wir würden ihnen wegen ihrer langjährigen treuen Dienste leichte Bedingungen stellen.“

„Ich habe Niemand“, antwortete Philipp, „der mir nur einen Penny leihen könnte; die wenigen Verwandten, welche ich habe, sind selbst arm und haben nichts übrig.“

Coulson sagte:

„Wir sind unser neun Geschwister zu Hause.“

„Laßt es gut sein, laßt es gut sein!“ sagte John, schnell weich werdend und der Rolle der kalten harten Vernunft herzlich überdrüssig. „Bruder, ich sollte meinen, wir hätten genug irdische Güter, um mit unserem Eigenthum nach Gutdünken verfahren zu können!“

Jeremias war etwas unzufrieden über dieses rasche Ablegen des angenommenen Charakters, that einen langen Zug aus seiner Pfeife und sagte:

„Mehr als zweitausend Pfund ist eine große Summe, um sie zwei Jünglingen anzuvertrauen, von denen der älteste noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt ist. Ich fürchte, wir müssen uns noch weiter umsehen.“

„Aber Jeremias“, erwiderte John, „gestern noch sagtest Du, Du wüßtest keinen Fünfziger aus unserer Bekanntschaft, der Dir so lieb wäre als Philipp und Coulson, und jetzt wirfst Du ihnen ihre Jugend vor.“

„Gut! Die Hälfte davon ist Dein, Du kannst damit machen, was Du willst. Aber ich will Sicherheit für meinen Antheil, denn es ist ein Wagniß, ein großes Wagniß! Habt Ihr irgend eine Sicherheit zu bieten, irgend welche Erwartungen, Erbschaften oder dergleichen?“

Nein, sie hatten nichts dergleichen zu bieten. So fuhr Jeremias fort:

„Nun, so muß ich's dann machen, wie Du, Bruder, und nur die Sicherheit im Charakter suchen. Und es ist die beste Sicherheit, Jungens, eine Sicherheit, ohne die ich Euch das Geschäft nicht anvertrauen würde, auch wenn Ihr mir fünftausend Pfund für alles zusammen geboten hättet; denn die Firma John Foster und Sohn besteht nun seit mehr als achtzig Jahren in Monkshaven, und ich glaube nicht, daß es einen lebendigen oder auch todten Menschen gibt, der da sagen könnte, er sei bei Fosters um einen Pfennig betrogen worden, oder wir hätten einem Kinde oder einem Unzurechnungsfähigen zu leichtes Gewicht gegeben.“

Hier schüttelten sich alle vier die Hände mit größter Herzlichkeit. Das Gesicht der beiden Alten strahlte vor Freude, und Hoffnung glänzte in den Augen der jungen Leute.

„Aber mit alledem", sagte Jeremias, „haben wir Euch noch keine Einzelheiten gegeben. Ihr dankt uns für die Katze im Sack; wir hatten aber mehr Voraussicht und haben alles aufgeschrieben."

Er nahm ein zusammengefaltetes Papier vom Kamin herab und fing an laut zu lesen, indem er von Zeit zu Zeit einen Blick auf die jungen Leute warf, um den Eindruck seiner Worte auf deren Gesicht zu lesen. Er hatte die Gewohnheit, seiner Haushälterin täglich ein Kapitel aus der Bibel vorzulesen, und, wie so Viele, pflegte er auch einen eigenthümlichen Ton für diese feierliche Gelegenheit anzunehmen, einen Ton, den er jetzt unwillkürlich bei der Aufzählung von Pfunden, Schillingen und Pence anstimmte.

„Durchschnittliche Einnahme in den letzten drei Jahren: einhundert siebenundzwanzig Pfund drei Schillinge und sieben Pence die Woche. Profit daran: vierunddreißig Procent, so genau als möglich gerechnet. Nettogewinn des ganzen Geschäfts, nach Abzug aller Kosten, mit Ausnahme der Miethe, denn das Haus gehört uns eigen: eintausend zweihundert und zwei Pfund im Jahre."

Dies war viel mehr, als Coulson und Philipp geahnt hatten; ein Ausdruck des Erstaunens, ja des Entsetzens verbreitete sich trotz ihrer Anstrengungen, ruhig und aufmerksam zu sein, über ihre Züge.

„Es ist viel Geld, Kinder, und der Herr verleihe Euch

die Gnade, es gut anzuwenden", sagte Jeremias, indem er das Papier niederlegte.

„Amen!" rief John und nickte mit dem Haupte dazu.

„Wir schlagen Euch nun Folgendes vor", fuhr Jeremias mit einem erneuten Blick auf das Papier fort. „Wir wollen den Werth der Vorräthe und der Einrichtung auf weitausend einhundert fünfzig Pfund Sterling feststellen. Ihr könnt John Holder, den Taxator, kommen lassen, um alles zu schätzen, oder Euch die Bücher und Rechnungen ansehen, oder besser noch, thut Beides und vergleicht dann die Ergebnisse. Aber um nun zu einem Abkommen zu gelangen, nehmen wir an, die obige Summe sei richtig. Ich betrachte sie als so viel Kapital in Euren Händen, für dessen Gebrauch Ihr uns vierteljährlich fünf Procent zu zahlen habt. Das macht einhundert und sieben Pfund zehn Schillinge im Jahre, wenigstens für das erste Jahr; von da ab wird die Summe kleiner durch das allmälige Abzahlen unseres Kapitals, welches in fünf Jahren, zu zwanzig Procent, geschehen muß. Die Miethe, mit Einschluß der Hinterhöfe, des Waarenmagazins und so weiter, haben wir auf fünfundsechzig Pfund jährlich berechnet. Somit werdet Ihr an uns, John und Jeremias, Gebrüder Foster, sechshundert und zwölf Pfund zehn Schillinge im ersten Jahre zu zahlen haben, sodaß, bei gegenwärtiger Einnahme, ungefähr fünfhundert neunundachtzig Pfund zehn Schillinge übrig bleiben, um sie zwischen Euch zu theilen."

Der Vorschlag war in allen Einzelheiten von den Brüdern sorgfältig ausgearbeitet worden. Sie hatten gefürchtet, die jungen Leute möchten vom plötzlichen Glücke

geblendet werden und hatten das Einkommen des ersten Jahres nach ihren Begriffen sehr mäßig für dieselben gestellt. Für Philipp und Coulson aber schien auch diese Summe noch ein unerschöpflicher Reichthum; hatte doch keiner von ihnen jemals mehr als fünfzig Pfund besessen. Jedenfalls war es ein seltenes Beispiel von frühzeitiger Belohnung des Verdienstes.

Einen Augenblick waren die Brüder enttäuscht, gar keine Antwort von den Beiden zu hören. Dann aber erhob sich Philipp, als ob er sitzend seine Dankbarkeit nicht genügend an den Tag legen könnte, und Coulson folgte sogleich seinem Beispiele. Hepburn begann etwas feierlich in der Art, wie er in der Yorker Zeitung gelesen hatte, daß Parlamentsmitglieder ihren Dank für eine ausgebrachte Gesundheit vorzubringen pflegten.

„Ich kann meine Dankgefühle kaum ausdrücken" — hier nickte ihm Coulson zu — „und die seinigen auch nicht. O Mr. John, Mr. Jeremias! Ich ahnte ja, daß mit der Zeit so etwas kommen würde, ja ich dachte, es würde bald geschehen; niemals aber hätte ich geahnt, daß es so bald käme und uns so leicht gemacht würde. Wir haben gute, treue Freunde, nicht wahr, William? Wir wollen uns Mühe geben, und ich hoffe, wir werden Ihren Erwartungen entsprechen."

Eine Erinnerung kam über Philipp in diesem Augenblicke feierlicher Erregung, und mit zitternder Stimme sagte er:

„Hätte meine Mutter doch diesen Tag erlebt!"

„Sie würde einen noch schönern Tag erlebt haben, wenn einst Eure Namen über der Ladenthür stehen."

„Nein, Herr", sagte William, „dies darf nicht sein. Ich möchte lieber das Geschäft nicht übernehmen. Jedenfalls muß es heißen: vormals J. und J. Foster, und ich weiß nicht, ob ich dies ertrüge."

„Nun, nun, William", sagte John Foster höchlich befriedigt, „es ist noch lange Zeit, darüber zu reden. Wir hatten Euch noch etwas zu sagen, nicht so, Bruder Jeremias? Wir wünschen nicht, daß die Sache in Monkshaven bekannt werde, bis Ihr wirklich das Geschäft übernehmt. Wir haben unsere Anstalten in Bezug auf unser Bankunternehmen zu treffen, und dann wird der Advocat noch zu thun haben, wenn Ihr erst die Bücher und Vorräthe untersucht haben werdet; vielleicht haben wir etwas überschätzt und die Einrichtung ist nicht so viel werth, als wir sagten. Auf jeden Fall aber müßt Ihr mir beide Euer Wort geben, daß Ihr unser heutiges Gespräch Niemand verrathen wollt. Indessen werden Jeremias und ich unsere Rechnungen bezahlen, Abschied nehmen von den Kaufleuten und Fabrikanten, mit denen wir seit siebenzig oder achtzig Jahren in Verbindung stehen; und wenn und wo wir es für passend erachten, werden wir einen von Euch als Nachfolger und Freund vorstellen. Ehe wir aber darüber noch weiter verhandelt haben, müßt Ihr mir versprechen, kein Wort von der ganzen Sache zu erwähnen."

Coulson legte sofort das Versprechen ab, Philipp's Zusage kam zögernd. Er hatte vorhin ebenso viel an Sylvia als an seine verstorbene Mutter gedacht, deren letzte Worte ein Gebet für ihren verlassenen Sohn gewesen waren. Er hielt den Kelch in der Hand und sollte nun dessen Inhalt nicht genießen dürfen; darüber wurde er

ungeduldig; augenblicklich aber bereute er dieses Gefühl und gab sein Wort, alles geheim halten zu wollen. Nach einigen weitern Rathschlägen seitens der beiden Brüder befanden sich Hepburn und Coulson in der Hausflur, um unter Martha's Beihülfe ihre Mäntel umzunehmen. Plötzlich aber wurden sie ins Zimmer zurückgerufen.

John Foster machte sich etwas ängstlich mit den Papieren zu schaffen und Jeremias sprach:

„Wir halten es für unnöthig, Euch Esther Rose besonders anzuempfehlen; wäre sie ein Mann, so hätte sie ein Drittheil des Geschäfts mit Euch bekommen. Aber da sie nun ein Mädchen ist, gebt Ihr ihr besser einen festen Gehalt, bis sie sich verheirathet."

Hier sah er etwas neugierig und bedeutsam den zwei jungen Leuten ins Gesicht. William Coulson schaute albern und blöde drein, äußerte sich jedoch nicht, sondern überließ, wie gewöhnlich, Philipp die Rolle des Sprechers.

„Wäre uns Esther nicht schon von Hause aus lieb und werth, so würde sie es jetzt durch Ihre Empfehlung. Sie und Mr. John sollen bestimmen, was wir ihr zu geben haben, und soviel kann ich im voraus versprechen, daß ihre Einnahme mit der unserigen steigen soll. Nicht wahr, Coulson?" Ein Laut der Zustimmung erklang. „Denn wir beide sehen Esther als unsere Schwester und Alice als unsere Mutter an, wie ich ihr am heutigen Tage noch sagte."

Viertes Kapitel.

Philipp's Herz war, als er sich niederlegte, von jener Reue und demuthsvollen Dankbarkeit erfüllt, die wir manchmal empfinden, wenn unsere Gefühle sich plötzlich aus tiefer Niedergeschlagenheit zu neuer Hoffnung emporschwingen. Am vorhergegangenen Abend noch hatte es ihm geschienen, als wenn alle Ereignisse zusammenwirken würden, um seine innigsten Wünsche zu durchkreuzen; jetzt däuchte ihm seine Muthlosigkeit der letzten vierundzwanzig Stunden fast gottlos, so sehr hatten sich die Umstände zum Bessern gewendet. Alles schien jetzt zur Erfüllung seiner Pläne beizutragen. Er gewann fast die Ueberzeugung, daß er sich in seiner Vermuthung, Kinraid hege für Sylvia mehr als die so natürliche Bewunderung eines Matrosen für ein hübsches Mädchen, getäuscht habe; jedenfalls sollte dieser morgen schon wegziehen, um wahrscheinlich erst in einem Jahre wiederzukehren, denn die Grönlandfahrer machten sich gar frühzeitig, sobald einige Aussicht vorhanden war, daß das Eis in Bewegung sei, gegen Norden auf den Weg, und bis zu jener Zeit hoffte Philipp, werde auch er sich offen aussprechen, Sylvia's Aeltern

seine günstigen Vermögensaussichten und Sylvia selbst seine heiße Liebe erklären können.

An jenem Abende war sein Gebet nicht so ganz eine bloße Sache der Gewohnheit, wie es am Abend zuvor gewesen war, sondern vielmehr der stürmische Ausdruck des Dankes gegen Gott, der, wie es schien, die Geschicke so zu seinen Gunsten gelenkt hatte, daß der liebste Wunsch seines Herzens in Erfüllung gehen sollte. Es ging ihm wie gar Manchem von uns; anstatt sein ganzes zukünftiges Leben einzig und allein Gott anheimzustellen und von ihm die Kraft zu erflehen, seinem Willen in allem nachkommen zu können, verlangte er mit aller Macht nach jenem Segen von oben, der unter solchen Umständen, in seinen Folgen gar häufig zum Fluche wird. Eine solche im Irdischen und Materiellen befangene Natur betrachtet eben die Erfüllung seiner Wünsche gar oft als die Folge des erhörten Gebets, und in gewisser Beziehung ist sie es auch; doch nur im Sinne eines höhern und reinern Gebets, das uns zugleich die Kraft verleiht, jenen Versuchungen zum Bösen zu widerstehen, welche die Erfüllung unserer Wünsche oft mit sich bringt.

Philipp ahnte wohl nicht, wie Sylvia jenen Tag zugebracht hatte, sonst hätte er sich gewiß mit noch schwererem Herzen als tags zuvor niedergelegt.

Charley Kinraid begleitete seine Cousinen bis zu der Stelle, wo der Pfad nach dem haytersbanker Hof abzweigt. Dann hielt er mit seinem muntern Geplauder plötzlich inne und sprach seine Absicht aus, Robson einen Besuch zu machen. Bessy Corney sah darob etwas enttäuscht und trotzig drein, allein Molly sagte lachend:

„Nicht wahr, mein Junge, wenn Pachter Robson keine so hübsche Tochter hätte, würdest Du ihn wohl auch nicht mit Deinem Besuche beehren?"

„Warum denn nicht?" entgegnete Charley etwas ärgerlich. „Wenn ich einmal mein Wort gebe, halte ich es auch. Ich habe ihm gestern Abend versprochen, daß ich ihn besuchen werde, und überdies mag ich den alten Mann wohl leiden."

„Nun denn, wann sollen wir der Mutter sagen, daß Du heimkommen wirst?"

„Um acht Uhr, vielleicht auch früher."

„Es ist ja kaum fünf Uhr! Gott segne es, will der Mensch gleich den ganzen Abend dort sein, obwohl sie erst gestern so lang auf waren und Frau Robson noch dazu kränklich ist. Die Mutter wird es auch nicht schön von Dir finden, nicht wahr, Bessy?"

„Was geht das mich an? Charley kann thun, was er will; es wird ihn Niemand vermissen, wenn er auch bis acht Uhr ausbleibt."

„Nun, laßt es gut sein, ich weiß selbst noch nicht, was ich thun werde. Jedenfalls solltet Ihr Euch nicht länger hier aufhalten, denn es ist spät und es wird, den Sternen nach zu urtheilen, heute Abend noch einen tüchtigen Frost geben."

Haytersbank war bereits so weit für die Nacht geschlossen, als es überhaupt zu geschehen pflegte, denn Fensterläden waren keine vorhanden, und selbst die innern Vorhänge wurden nicht zugezogen, da nur wenige Leute hier vorübergingen; die Hausthür war jedoch zugeriegelt und nur die in demselben langen, niedrigen Gebäude etwas weiter

rückwärts befindliche Stallthür stand noch offen, vor welcher ein trüber Schein auf dem beschneiten Boden ein längliches Viereck bildete. Als Kinraid sich näherte, hörte er sprechen und glaubte eine weibliche Stimme zu vernehmen; er warf im Vorübergehen einen Blick in die erleuchtete Wohnstube, wo Frau Robson in ihrem Lehnstuhl beim Feuer eingeschlafen war, und ging dann dem Stalle zu. Dort vernahm er in regelmäßigen Absätzen die zischenden Töne der Milch, wie sie in den Eimer gemolken wurde, und erblickte Kester auf einem dreibeinigen Schemel sitzend, wie er eben einer widerspenstigen Kuh ihre frischduftende Milch zu entziehen im Begriff war. Sylvia stand in einiger Entfernung neben dem Fenstergesimse, auf welchem eine Hornlaterne brannte, und gab sich den Anschein, als ob sie an einem grauwollenen Strumpfe strickte, während sie sich in Wahrheit über Kester's Versuche lustig machte und für ihre Augen Beschäftigung genug fand, um außerhalb des Bereichs des wedelnden Schweifes und des zeitweiligen Ausschlagens der Kuh zu bleiben. Die frostige Luft wurde durch den dampfenden Athem der Kühe mit behaglicher Wärme und angenehmem Geruch erfüllt und der trübe Schein des Lichtes vermengte sich mit dem tiefdunkeln Schatten, in welchen die alten schwarzen Dachsparren, Krippen und Scheidewände des Stalls gehüllt waren.

Als Charley zur Thür kam, sagte Kester eben: „So sei doch ruhig, Alte! Komm, wenn du fein still stehst, bist du das schönste Thier im ganzen Land. Du bist ja die vernünftige artige Schwarze; so sei doch brav und gib die Milch her."

„Kester", sagte Sylvia lachend, „Du sprichst ja so höflich mit der Kuh, als wenn Du um eine Frau freien wolltest."

„Ei, Mädchen", versetzte Kester, sich ein wenig ihr zuwendend und das eine Auge schließend, um sie mit dem andern um so schärfer beobachten zu können, eine Geberde, welche sein ohnedem runzliges Gesicht mit tausend neuen Falten bedeckte, „was weißt denn Du vom Freien? Du sprichst gar weise davon und hast Dich verrathen; Jemand muß es bei Dir versucht haben."

„Nein, so unverschämt war noch Keiner", antwortete Sylvia erröthend und das Köpfchen übermüthig zurückwerfend; „den möchte ich sehen, der das mit mir versuchte!"

„Nun, nun!" sagte Kester, sie absichtlich mißverstehend. „Du mußt eben Geduld haben, Mädchen; es wird schon auch die Reihe an Dich kommen, wenn Du recht brav bist."

„Wenn Du doch nur von dem reden wolltest, was Du verstehst, Kester, statt solchen Unsinn", entgegnete Sylvia.

„Dann kann ich von Weibern nicht mehr reden, denn die sind unergründlich und haben selbst König Salomo zum Narren gehabt."

In diesem Augenblick trat Charley ein. Sylvia schrak etwas zusammen und ließ ihr Garnknäuel fallen. Kester stellte sich, als wenn er ausschließlich mit der Besänftigung der schwarzen Kuh beschäftigt wäre, hielt aber mit Augen und Ohren aufmerksam Wacht.

„Ich wollte in die Stube gehen; da ich aber die Mutter dort schlafen sah, kam ich geradezu hierher. Ist der Vater zu Hause?"

Sylvia senkte ihr Köpfchen, ärgerte sich über ihre eigenen albernen Späße, überlegte, ob Kinraid wohl ihr Gespräch mit Kester gehört haben könne, und antwortete:

„Nein, Vater ist wegen der Schweine, von welchen er gehört hat, nach Winthrop gegangen. Ich glaube nicht, daß er vor sieben Uhr zurückkommen wird."

Es war erst halb sechs Uhr, und Sylvia wünschte in ihrem augenblicklichen Aerger, daß Kinraid wieder fortgehen möge; wäre er aber wirklich umgekehrt, so würde sie sich sicher bitter enttäuscht gefühlt haben. Kinraid selbst schien keinen derartigen Gedanken zu hegen. Er sah mit seinem, was die Frauen betraf, scharfen Kennerblicke gar bald, daß sein unerwartetes Erscheinen Sylvia in eine gewisse Aufregung versetzt habe. Da er sie vor allen Dingen zutraulich machen und Kester besänftigen wollte, so richtete er seine nächste Rede mit jener Art von Freundlichkeit an den Alten, mit der zuweilen junge Leute aus höhern Ständen auf einem Balle der Begleiterin eines hübschen Mädchens zu begegnen pflegen.

„Da habt Ihr ein schönes Thier gemolken, Kester."

„Ja, aber schön ist, was schön thut. Erst gestern hat sie mit ihrem rechten Fuß nach dem Milcheimer ausgeschlagen. Sie wußte so gut als Ihr, daß es Milch war, aber je mehr sie Schaden anrichten kann, desto mehr Freude hat sie. Wenn ich nicht schnell bei der Hand gewesen wäre, so wäre alles in die Streu gelaufen. Die hier ist im ganzen ein viel besseres Thier", setzte er hinzu, während der Ton gleichmäßig schön herabfließender Milch aus dem Stande neben der Schwarzen hörbar wurde. Sylvia strickte unterdessen sehr emsig fort und dachte im

Stillen, wie schade es sei, daß sie kein hübscheres Kleid angezogen oder keine Mütze mit einem lichtern Bande aufgesetzt habe, sich gänzlich unbewußt, wie zierlich sie sich, von dem schwachen Lichte beleuchtet, mit dem etwas gesenkten Köpfchen ausnahm. Helle goldene Reflexe fielen auf ihre unter dem leinenen Häubchen hervorquellenden Haare, ihre Rosa-Nachtjacke, von dem Schürzenband festgehalten, verlieh ihrer Gestalt eine gewisse leichte Anmuth, während der weite dunkle Unterrock, der die feinen Knöchel sehen ließ, dem Orte viel angemessener war, als das lange Kleid vom vorigen Abend gewesen wäre. Kinraid hätte gern ein Gespräch mit ihr angeknüpft und sie zum Sprechen gebracht, allein er war unschlüssig, womit er beginnen sollte. Unterdessen fuhr Kester fort:

„Die Schwarze hat jetzt schon ihr viertes Kalb; da könnte sie die Dummheiten aufgeben und vernünftig werden. Aber es gibt Kühe, welche die Unarten nicht ablegen, bis man sie für den Fleischer mästet. Uebrigens melke ich sie lieber als solch eine ruhige; man hat immer auf etwas Acht zu geben, und es freut mich, wenn ich sie zuletzt doch bezwungen habe. Die Jungfer hier kommt sehr gern und sieht den Streichen der Schwarzen zu; wären alle Kühe so ruhig wie die da, so käme sie gewiß nie zu mir.“

„Geht Ihr oft in den Stall, um beim Melken zuzusehen?“ fragte Kinraid.

„O ja, sehr oft“, sagte Sylvia lächelnd. „Wenn viel zu thun ist, helfe ich auch mit, allein jetzt geben ja nur die Schwarze und die Schecke Milch. Kester weiß, daß ich die Schwarze ganz gut melken kann“, fügte sie etwas

beleidigt hinzu, weil Kester von dieser ihrer Kunst nichts erwähnt hatte.

„Ja wohl, wenn sie eben gut gelaunt ist; aber sie jederzeit zu melken, das ist nicht so leicht.“

„Wäre ich doch nur ein wenig früher gekommen, ich hätte Euch für mein Leben gern die Schwarze melken sehen.“

„Da solltet Ihr morgen Abend kommen und sehen, ob die Jungfer mit ihr fertig wird.“

„Morgen Abend werde ich schon wieder auf dem Wege nach Shields sein.“

„Morgen!“ sagte Sylvia, plötzlich zu ihm emporblickend und dann das Auge senkend, als sie bemerkte, daß er den Eindruck, den diese Worte auf sie machten, beobachtet hatte.

„Ich muß auf den Walfischfahrer zurück, auf dem ich Dienste genommen habe“, fuhr er fort. „Er soll auf eine neue Art ausgerüstet werden, und da ich auch für die Aenderung war, so muß ich an Ort und Stelle sein, um nachzusehen. Vielleicht komme ich noch einmal hierher zurück, ehe wir im März absegeln; im Sinn habe ich es jedenfalls.“

Diese letzten wenigen Worte und besonders der innig zärtliche Ton, in welchem sie gesprochen wurden, hatten einen tiefern Sinn, der keinem der Zuhörer entging. Kester blickte noch einmal aus seinem einen Auge pfiffig, aber möglichst behutsam hervor und beobachtete das Benehmen des Matrosen. Er erinnerte sich wohl, daß Kinraid im verflossenen Winter öfters ins Haus gekommen war und daß seinem Herrn der Matrose augenscheinlich gefallen

hatte, allein zu jener Zeit war Sylvia nach seiner Ansicht noch zu sehr Kind gewesen, als daß Kinraid's Besuche auch ihr hätten gelten können; jetzt aber war die Sachlage eine ganz andere. Kester hatte in dem kleinen Kreise seiner Bekannten oftmals mit Stolz gehört, daß Sylvia in der Kirche, auf dem Markte, oder wo immer junge Mädchen ihres Alters zusammenkamen, den Preis davontrage.

Uebrigens war er nicht umsonst ein Bewohner des Nordens, denn er ließ sich bei derartigen Gelegenheiten so wenig als Sylvia's Mutter, seine Herrin, die Befriedigung, die er darüber fühlte, anmerken.

„Das Mädchen ist soweit ganz recht", begnügte er sich bei solchen Gelegenheiten zu bemerken; dabei schmunzelte er jedoch gewöhnlich vor sich hin, schaute sich die Burschen alle an, zog über den Ruf jedes einzelnen seine Erkundigungen ein und stellte seine stillen Betrachtungen an, wer wohl unter ihnen schön, gut und tapfer genug sei, um einstens Sylvia's Mann zu werden.

Seit einiger Zeit hatte der kluge Knecht wohl bemerkt, daß Philipp Hepburn Absichten auf Sylvia habe, allein Kester hatte gegen Philipp eine instinktmäßige Abneigung, jenen natürlichen Widerwillen, der in allen Zeiten zwischen den Stadtleuten und den Landbewohnern, zwischen Ackerbau und Handel bestanden hat.

Während also Sylvia und Kinraid ihr halb scherzhaftes, halb zärtliches Gespräch fortführten, überlegte Kester auf seine eigenthümlich langsame Weise, inwiefern der jetzt gegenwärtige junge Mann ein passender und wünschenswerther Ehegatte für seinen Liebling wäre. Wenn diese Frage in Kester's Geist zu Gunsten Kinraid's ent-

schieden wurde, so trug hierzu mehr noch als dessen persönliche Eigenschaften der Umstand bei, daß der Matrose in allem und jedem das gerade Gegentheil von Philipp war. Die erste Gelegenheit, die sich Kester darbot, um Kinraid's Pläne zu unterstützen, bestand an jenem Abend in einer ungewöhnlichen Verlängerung des Melkgeschäfts. Noch nie hatte das Melken zweier Kühe so viel Zeit und Arbeit gekostet als das der Schwarzen und der Schecke an jenem Abende. Aber jedes Ding muß ein Ende nehmen in dieser Welt, und so mußte auch Kester zuletzt von seinem dreibeinigen Schemel aufstehen, besonders als er statt der beiden Andern bemerkte, daß das Licht in der Laterne bereits herabgebrannt war und daß der Stall in zwei oder drei weitern Minuten in Dunkel gehüllt und seine Milchkübel in der größten Gefahr sein würden. Augenblicklich schreckte Sylvia aus ihrem wonnigen Traumlande auf, erhob die gesenkten Augenlider und blickte rasch prüfend um sich. Mit ihren frischen rüstigen Armen, die sie bisher wegen der Kälte unter die Schürze versteckt hatte, ergriff sie das hölzerne Joch, setzte es auf ihren Schultern zurecht, und war bald bereit, die bis zum Rande gefüllten Milchkübel in die Milchkammer zu tragen.

„Seht sie an!“ rief Kester, gegen Charley gewandt, aus. „Muß man nicht denken, sie wolle schon die Frau spielen? Sie will durchaus die Milch tragen, seit ich den Rheumatismus so stark in der Schulter habe. Und wenn sie Ja sagt, darf ich ums Leben nicht Nein sagen.“

Die Mauer entlang, um die Ecke herum, über die runden, schlüpfrigen Steine des weitläufigen Wirthschaftshofes trippelte jetzt Sylvia in völligem Gleichgewichte und

mit sicherem Schritte, obgleich der Boden mit einer Lage dünnen Schnees bedeckt und so schlüpfrig war, daß Kinraid sich gezwungen sah, in der Nähe Kester's zu bleiben, der die Laterne trug. Kester ließ diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen, obwohl die frostige Nachtluft seinen asthmatischen Husten bei jedem Athemzuge reizte und seine Worte öfters unterbrach.

„Sie ist ein kreuzbraves Mädchen", sagte er; „es gibt kein besseres. Auch kommt sie von einer guten Rasse; das ist bei Kühen und Weibern die Hauptsache. Ich kenne sie von Kindesbeinen an, sie ist durch und durch brav."

Unterdessen hatten sie die hintere Küchenthür erreicht, gerade als Sylvia, die sich bereits ihrer Bürde entledigt hatte, mit Zunder und Stein Feuer zu schlagen im Begriffe stand. Das Innere des Hauses machte einen einladenden Eindruck, wenn auch nur ein schwaches Feuer im Hintergrunde der Küche glimmte, über welchem an einem Haken der große Kessel mit Kartoffeln hing, die zur Abendfütterung der Schweine gekocht wurden. Dieser Kessel nahm sogleich Kester's Aufmerksamkeit in Anspruch. Kinraid stand zwischen Kester und der in die Milchkammer führenden Thür, durch welche Sylvia mit der Milch verschwunden war. Einerseits wünschte er Kester, indem er sich ihm hülfreich zeigte, zu gewinnen, andererseits aber schien er wie durch eine seinen Willen lähmende Kraft gezwungen, Sylvia zu folgen, wohin sie ihre Schritte auch lenkte. Kester errieth seine Gedanken.

„Laßt's gut sein, laßt's gut sein", sagte er. „Schweinefutter braucht nicht so sorgfältig getragen zu werden als die Milch. Das kann ich schon selbst tragen, ohne einen

Tropfen davon zu verschütten. Das Mädchen ist zum Füttern der Schweine zu gut und Ihr auch; helft ihr lieber die Milch umgießen."

Kinraid folgte also dem Lichte, seinem Sterne, in die eiskalte Milchkammer hinein, wo die glänzend polirten Zinnkannen bald von der warmen, süßduftenden Milch, die Sylvia in die braunen Schüsseln ausleerte, trübe anliefen. Charley griff hastig nach einem Kübel, um ihr zur Hand zu sein.

„Ei, die muß ja vorher noch durchgeseiht werden. Es sind ja noch alle Haare drin. Die Mutter ist gar eigen, und ein Kuhhaar bringt sie außer sich."

Mit diesen Worten ging sie auf ihr neues, noch unbehülfliches Milchmädchen zu, und ohne des süßen Gefühls nächster Nähe sich bewußt zu werden, welches ihm wohl nicht entgangen war, lehrte sie seinen ungeschickten, doch glücklichen Händen das neue Geschäft, wie er über die Schüssel ein Seihtuch zu halten habe, durch das sie sodann die weiße Flüssigkeit schüttete.

„Nun", sagte sie, indem sie einen Augenblick halb erröthend aufsah, „werdet Ihr ein andermal wohl eher wissen, wie Ihr's zu machen habt."

„Wenn nur ein anderes Mal gleich jetzt wäre", erwiderte Kinraid.

Doch sie war schon wieder zu ihrem eigenen Kübel zurückgekehrt und schien ihn nicht zu hören. Er folgte ihr und sagte: „Ich habe ein so schlechtes Gedächtniß. Könnt Ihr mir nicht noch einmal zeigen, wie man das Seihtuch hält?"

„Nein", entgegnete sie mit halblachender Miene, das

Seihtuch, trotz seiner einschmeichelnden Versuche, ihr die Finger zu öffnen, festhaltend. „Aber Ihr braucht mir nicht erst zu sagen, daß Ihr ein schlechtes Gedächtniß habt, das weiß ich recht gut.“

„Wie so? Was habe ich gethan? Woher wißt Ihr das?“

„Gestern Abend“, begann sie, hielt aber bald inne, wandte ihren Kopf ab und gab sich den Anschein, als wenn sie mit ihrer Milch zu thun hätte.

„Was denn?“ sagte er, schon halb ihre Gedanken errathend und sich mit der Hoffnung schmeichelnd, daß seine Vermuthung richtig sei. „Was war denn gestern Abend?“

„O Ihr wißt's ja“, sagte sie, ungeduldig darüber, daß sie von ihm im buchstäblichen und bildlichen Sinne des Wortes immer mehr verfolgt und in die Enge getrieben wurde.

„Nein; sagt mir's“, drang er in sie.

„Nun also, wenn es denn sein muß“, sagte sie endlich. „Gestern Abend habt Ihr doch gewiß ein schlechtes Gedächtniß gezeigt, als Ihr, trotzdem Ihr im vorigen Winter fünfmal hier im Hause wart, was noch nicht so lange her ist, mich nicht wiedererkannt habt. Ich denke mir eben, Ihr seht eine Masse Dinge auf Euern Reisen zu Wasser und zu Land, und es ist dann nur natürlich, daß Ihr sie wieder vergeßt.“

Sie hätte gern mit ihm noch weiter geplaudert, aber es kam ihr nichts mehr in den Sinn, was sie hätte sagen können. Mitten in ihrem Satze wurde es ihr nämlich plötzlich klar, wie leicht er dem Umstande, daß sie so genau die Anzahl seiner Besuche in Haytersbank wisse, eine ihm

schmeichelhafte Deutung geben könnte, und sie wünschte daher das Gespräch von ihren persönlichen Angelegenheiten mehr aufs Allgemeine abzulenken. Diese Absicht war aber durchaus nicht die seine. Er sagte in einem Tone, der sie gegen ihren Willen von oben bis unten erbeben machte:

„Glaubt Ihr, das könnte je wieder geschehen, Sylvia?"

Schweigend, fast zitternd stand sie vor ihm. Er wiederholte seine Frage, um sie zu zwingen, dieselbe zu beantworten. In die Enge getrieben, suchte sie in Ausflüchten ihr Heil.

„Was wieder geschehen? Laßt mich gehen. Ich weiß nicht, von was Ihr redet, und die Kälte bringt mich halb um."

Wirklich zog die kalte Luft scharf durch das Gitterfenster herein, und schon begann sich auf der Milch eine dünne Eisschicht zu bilden. Kinraid wäre gewiß nicht verlegen gewesen, um seine Cousinen oder die meisten andern Mädchen vor Kälte zu schützen; doch ehe er Sylvia mit seinem Arme umschlang, besann er sich, denn sie sah so schüchtern und scheu darein und in ihrer Unbefangenheit ahnte sie nicht, wohin ihre Worte, wären sie aus eines andern Mädchens Munde gekommen, führen konnten. Ihre Unschuld aber erfüllte ihn mit Achtung für sie und hielt ihn zurück. Er begnügte sich also mit der Bemerkung:

„Sobald Ihr mir sagt, ob Ihr glaubt, daß ich Euch je wieder vergessen könne, lasse ich Euch in die warme Küche zurück."

Sie warf ihm einen herausfordernden Blick zu und biß die rothen Lippen zusammen. Ihre Entschlossenheit, diese Frage nicht zu beantworten, gefiel ihm; wars doch

ein Beweis, daß sie deren Wichtigkeit wohl begriff. Ihre klaren Augen blickten ihn treuherzig an, und auch der Ausdruck der seinen war nicht geeignet, sie einzuschüchtern oder ihr Furcht einzuflößen. Sie glichen zwei Kindern, welche sich gegenseitig mit dem Vorsatze herausfordern, im Kampfe den Sieg davonzutragen. Endlich öffnete sie die Lippen und indem sie den Kopf mit Siegesbewußtsein erhob, ihre Arme abermals in die carrirte wollene Schürze einwickelte, sagte sie:

„Endlich werdet Ihr doch heimgehen müssen."

„Erst in ein paar Stunden", erwiderte er; „da würdet Ihr schon vorher hier erfrieren. Also macht keine langen Geschichten und sagt mir, ob ich Euch je wieder werde vergessen können."

Ob nun die Stimmen der jungen Leute in der tiefen Stille überhaupt laut ertönten, oder ob sie vielleicht wirklich etwas weniger leise als vordem gesprochen hatten, genug, plötzlich wurde Frau Robson's Stimme aus der Wohnstube, wo sie bis jetzt geschlafen hatte, hörbar. Sylvia sprang, dem mütterlichen Rufe folgend, auf und war zu Kinraid's nicht geringer Betroffenheit fast froh, auf diese Weise von ihm loskommen zu können. Das Gespräch zwischen Mutter und Tochter war zwar durch die offene Thür vernehmbar, er konnte aber dessen Inhalt nicht vollkommen auffassen, da die Gedanken, welchen er sich gegenüber Sylvia's reizendem Gesichte überlassen hatte, noch immer in seinem Kopfe herumschwirrten.

„Sylvia, wer ist da drinnen?" fragte Bell, welche in aufrechter Stellung dasaß, wie Jemand, der plötzlich aus tiefem Schlummer zur gespanntesten Achtsamkeit aufge-

schreckt wird, und ihre Hände auf die Armlehne auflegend, als wäre sie im Begriffe, aufzustehen, fuhr sie fort:

„Ein fremder Mann ist im Hause, ich habe seine Stimme gehört.“

„Es ist blos, es ist ja nur Charley Kinraid, der in der Milchkammer mit mir gesprochen hat.“

„In der Milchkammer, Mädchen? Wie ist denn der da hineingekommen?“

„Er wollte den Vater besuchen, der Vater hat ihn gestern darum gebeten“, sagte Sylvia, wohl wissend, daß er jedes Wort hören konnte, und halb und halb ahnend, daß er kein großer Liebling ihrer Mutter sei.

„Dein Vater ist nicht zu Hause; wie kam er in die Milchkammer?“ fragte Bell beharrlich weiter.

„Er ist an diesem Fenster vorübergekommen, und da er Dich schlafen sah und Dich nicht aufwecken wollte, so ist er bis in den Stall gegangen, und wie ich dann die Milch hereingetragen habe, so —“

Doch jetzt trat auch Kinraid ein, seine mißliche Lage wohl fühlend, allein mit einem so angenehmen, männlichen Ausdruck in seinen offenen Zügen, daß Sylvia in dem stolzen Gefühle, ihn zu besitzen, von dem sie sich zwar noch keine klare Rechenschaft zu geben vermochte, seine ersten Worte kaum vernahm. Allein ihre Mutter stand von ihrem Sitze etwas förmlich auf, als ob sie sich während seiner Anwesenheit nicht mehr zu setzen gedächte, und schien doch zu schwach, um lange in dieser Stellung verharren zu können.

„Ich fürchte, Herr, Sylvia hat Euch nicht gesagt, daß mein Mann nicht zu Hause ist und daß er vor dem

späten Abend nicht zurückkommen wird. Es wird ihm gewiß leid thun, Euch nicht gesehen zu haben."

Nach diesen Worten blieb Kinraid wohl nichts übrig, als zu gehen. Sein einziger Trost war, auf Sylvia's rosigem Gesichte die unverkennbaren Zeichen der Betrübniß und des Schreckens zu lesen. Während seines Matrosenlebens, das ihn so oft und plötzlich mit den unvorhergesehensten Ereignissen in Berührung brachte, hatte er sich eine gewisse Selbstbeherrschung angeeignet, die man sonst nur in den höhern Ständen zu finden pflegt. Mit scheinbarer Ruhe, welche Sylvia beinahe besorgen ließ, daß Gehen oder Bleiben ihm ganz gleichgültig sei, sagte er ihrer Mutter gute Nacht, und indem er ihre Hand einen Moment länger, als durchaus nothwendig war, in der seinen hielt, flüsterte er ihr zu:

„Ich werde zurückkommen, ehe wir absegeln. Wirst Du mir dann meine Frage beantworten?"

Er sprach diese Worte sehr leise, und Frau Robson setzte sich eben wieder in ihrem Stuhle zurecht, sonst hätte ihr Sylvia jene Worte gewiß wiederholen müssen. So aber konnte Sylvia, von süßen, berauschenden Gedanken erfüllt, ihr Spinnrad holen und sich mit demselben ans Feuer setzen. Sie erwartete, daß ihre Mutter zuerst sprechen werde, und spann ihre Träume unterdessen weiter.

Bell Robson machte sich die Dinge, soweit sie auf der Oberfläche lagen, vollkommen klar. Allein sie bemerkte nicht, wie tief gewisse Gefühle bereits in das Herz des jungen Mädchens gedrungen waren, das auf der andern Seite des Feuers saß und auf dessen Gesicht und Gestalt ein Anflug von Schwermuth ausgebreitet lag. Bell be-

trachtete Sylvia noch immer als ein Kind, welches man von verbotenen Dingen durch Androhung von Strafen abhalten könne. Allein hier war die verbotene Frucht schon gekostet, und die Gefahr, welche ihr vollständiger Besitz mit sich bringen konnte, ließ sie nur um so reizender und verführerischer erscheinen.

Bell saß aufrecht da und starrte ins Feuer. Ihre blendend weiße Morgenhaube umgab und milderte ihr Gesicht, das durch die Krankheit sein eigenthümliches Roth verloren, dagegen schärfere und hervortretendere Züge bekommen hatte. Ihr Hals war in ein reines hellgelbes Tuch gehüllt, das vorn in das Mieder des blauen wollenen Sonntagskleides gesteckt war. Die Aermel waren bis zum Ellbogen umgestülpt, und die braunen Arme mit den ausgearbeiteten Händen lagen in ungewohntem Müssiggang auf ihrer Schürze. Ihr Strickzeug lag neben ihr, ein Beweis, daß sie in diesem Augenblick nicht mit alltäglichen Betrachtungen und Berechnungen beschäftigt war, sonst hätte es sich gewiß emsig zwischen ihren Fingern bewegt. Ihre Gedanken verfolgten einen ganz außergewöhnlichen Gang, der sie zum Stricken unfähig machte.

„Sylvia", begann sie endlich, „habe ich Dir je von Nancy Hartley erzählt, die ich in meiner Kindheit gekannt habe? Ich weiß nicht, warum ich heute Abend so viel an sie denken muß, vielleicht weil ich von den alten Zeiten geträumt habe. Es gab kein schmuckeres Mädchen als sie, habe ich sagen hören; aber das war vor meiner Zeit. Als ich sie kannte, war sie ein armes, närrisches Geschöpf mit langen rabenschwarzen Haaren, die ihr bis an die Kniee reichten, und mit fast ebenso schwarzen Augen, die immer

um Mitleid flehten. Sie sprach nie etwas Anderes als: »Einst war er hier« — immer und immer dasselbe, ob sie hungrig oder satt, ob ihr heiß oder kalt war. Sie diente bei meinem Onkel, James Hepburn, Deinem verstorbenen Großonkel, und war ein armes, verlassenes Waisenkind, für das die Gemeinde sorgte, aber ehrlich und fleißig, bis ein Bursche, den Niemand kannte, über die Berge von Whitehaven zur Schafschur herüberkam. Er hatte wohl etwas mit der See zu thun, war aber kein eigentlicher Matrose und besuchte Nancy Hartley, wahrscheinlich zum Zeitvertreib, gar oft. Bald darauf ging er fort und hat sich seitdem nie mehr um sie bekümmert. Nancy Hartley war im Grunde nur ein schwachherziges Ding, denn von der Zeit an hörte sie auf, ihre Arbeit ordentlich und pünktlich wie sonst zu verrichten. Oft habe ich meine Tante sagen hören, sie habe, als die Milch zusammenrann, gleich entdeckt, daß mit Nancy nicht alles im Reinen sei, denn früher hatte sie ihr Milchgeschirr untadelhaft rein gehalten. Es wurde schlimmer und schlimmer mit ihr, endlich saß sie den ganzen Tag da und spielte mit den Fingern. Wenn sie von Jemand gefragt wurde, was ihr fehle, sagte sie nur: »Einst war er hier«; wenn man sie zur Arbeit ermahnte, half es nichts, und wenn man sie ernstlich auszankte, stand sie auf, strich ihre Haare aus dem Gesicht und schaute umher, als wolle sie ihren Verstand suchen; aber sie fand ihn nicht mehr, denn sie hatte nichts anderes im Sinne als »Einst war er hier«. Das habe ich mir zur Warnung dienen lassen und habe den Männern nie geglaubt, daß es ihnen mit dem Ernst sei, was sie jungen Mädchen vorreden.

„Aber was ist aus der armen Nancy geworden?" fragte Sylvia.

„Was konnte aus ihr Anderes als aus jedem andern Mädchen werden, das sich einem Manne, dem es gleichgültig ist, hingibt?" entgegnete ihre Mutter in etwas strengerem Tone. „Sie wurde närrisch und meine Tante konnte sie natürlich nicht länger im Hause behalten. Sie hatte es ohnedies schon lange genug gethan, da sie die Hoffnung, daß Nancy wieder zu sich kommen werde, nicht aufgeben wollte. Aber am Ende mußte Nancy dahin zurück, woher sie gekommen war, ins Armenhaus nach Keswick, und das Letzte, was ich von ihr gehört habe, war, daß man sie an den großen Küchentisch im Armenhause an eine Kette gelegt und so lange gepeitscht hatte, bis sie den Tag über still zu sein lernte; aber bei Nacht, wenn sie allein war, fing sie ihr altes Gewimmer wieder an, daß es den Andern durch Mark und Bein ging und sie oftmals herunterkommen und sie schlagen mußten, um Frieden zu bekommen. Wie ich Dir schon gesagt habe, diente es mir zur Warnung, nicht an Männer zu denken, die sich nichts aus mir machten."

„Arme närrische Nancy", seufzte Sylvia.

Die Mutter überlegte bei sich, ob ihr Kind die Warnung auf sich selbst beziehe oder nur das närrische Mädchen bedauere, das schon seit vielen Jahren todt war.

Fünftes Kapitel.

„Wächst der Tag, wächst die Kälte" — so war es wenigstens in jenem Jahre, wo die strenge Kälte, welche am Neujahrsabend begonnen hatte, bis tief in den Februar hinein anhielt. Die Landwirthe konnten sich darüber nicht beklagen, denn die Kälte hielt das zu schnelle Aufschießen der Wintersaat zurück und zum Düngerfahren war sie ihnen ohnedem erwünscht. Leidenden aber bekam sie weniger gut, und Frau Robson wurde zwar nicht kränker, konnte sich aber auch nicht im geringsten erholen. Sylvia hatte sehr viel zu thun, obgleich sie an Scheuer-, Wasch- und Buttertagen eine arme Wittfrau aus der Nachbarschaft zur Aushülfe nahm. Ihre Tage flossen ruhig und gleichförmig in fortwährender Thätigkeit dahin; doch währeud ihre Hände mechanisch die Arbeit suchten und verrichteten, war Charley Kinraid der Mittelpunkt aller ihrer Gedanken. Sein Benehmen, seine Worte, seine Blicke beschäftigten sie fortwährend; sie grübelte darüber nach, ob diese Aeußerlichkeiten wohl den Sinn gehabt, welchen sie ihnen so gern beigelegt hätte, und wenn diese damals wirklich Liebe bedeutet hätten, ob ein solches Gefühl bei

ihm auch andauern könne. Ihrer Mutter Geschichte von der närrischen Nancy hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, aber nicht als Warnung, sondern sie erblickte darin ein dem ihrigen ähnliches Geschick. Oft sprach sie die Worte des armen Mädchens still vor sich hin: „Einst war er hier." Trotzdem hatte sie die vollste Ueberzeugung, daß Kinraid zu ihr zurückkehren werde. Allein sie fand einen eigenthümlichen Reiz darin, sich die Qualen verschmähter Liebe recht lebhaft vorzustellen.

Philipp bemerkte von dieser Stimmung nur wenig. Er war in seinen Zahlen und Geschäften förmlich begraben und arbeitete sich verdrießlich, aber doch entschlossen durch die unvermeidlichen Mühen der Geschäftsübergabe durch. Nur von Zeit zu Zeit erlaubte er sich die köstliche Erholung, einen Abend in Haytersbank zuzubringen, um sich nach dem Befinden seiner Tante zu erkundigen und Sylvia zu besuchen. Die Gebrüder Foster wollten jede einzelne Angabe durch ihre bisherigen Commis mit einer so ängstlichen Genauigkeit prüfen lassen, als wenn diese mit dem Geschäfte bisher ganz unbekannt gewesen wären, ja sie ließen sogar den Taxator von Monkshaven kommen, um die zum Geschäft und Gewölbe gehörigen Hausrathsgegenstände auf das genaueste abzuschätzen. Sämmtliche Handlungsbücher der letzten zwanzig Jahre wurden herbeigeholt und gemeinschaftlich durchgegangen, welches Geschäft allein zahllose Abende in Anspruch nahm; dann mußte öfters der eine oder andere der beiden jungen Leute sie auf ihren Geschäftsreisen begleiten, welche langsam genug in einem Einspänner gemacht wurden. Nach und nach sollten Hepburn und Coulson auch den entfern-

tern Fabrikanten und Großhändlern vorgestellt werden. Beide hätten herzlich gern das Wort der Gebrüder Foster, welches diese ihnen am Neujahrstag gegeben, ohne alle weitere Prüfung angenommen, allein augenscheinlich begnügten sich die Principale damit nicht, und es stellte sich immer deutlicher heraus, daß diese etwaige zweifelhafte Fragen einzig und allein zu Gunsten der jungen Leute entschieden wissen wollten.

Sylvia war, so oft Philipp sie sah, stets sanft und ruhig, vielleicht ein wenig stiller, als sie vor einem Jahre gewesen, und gleichgültiger gegen alles, was um sie her vorging. Sie sah blässer und magerer aus als früher, aber in Philipp's Augen war jede Veränderung an dem Mädchen vortheilhaft, wenn sie ihm nur liebenswürdig begegnete. Er dachte, daß die Sorge um die Mutter auf ihr laste, oder daß sie mit Arbeit überladen sei, weshalb er sie mit besonderer Achtung, nicht ohne Beimischung von Zärtlichkeit, behandelte, welche jedoch Sylvia, die auf andere Weise in Anspruch genommen war, vollkommen entging. Er gefiel ihr entschieden besser als vor einigen Jahren, weil er ihr jetzt nicht mehr die aufdringlichen Artigkeiten bezeugte, über welche sie sich damals, ohne deren Bedeutung vollständig zu verstehen, so oft geärgert hatte.

So standen die Dinge, als endlich mildes Thauwetter eintrat. Lange schon hatten sich die Kranke und deren Angehörige auf diese Zeit gefreut, um dann auf den Rath des Arztes an eine Luftveränderung denken zu können. Robson sollte seine Frau zu einer ehemaligen Nachbarin bringen, welche vierzig englische Meilen landeinwärts in der Nähe der Pächterei wohnte, welche die Robsons früher

bewirthschaftet hatten, ehe sie nach Haytersbank gezogen waren. Die Wittfrau sollte ganz ins Haus kommen, um Sylvia während ihrer Mutter Abwesenheit Gesellschaft zu leisten; denn wenn auch Daniel, sobald er seine Frau an Ort und Stelle gebracht hatte, nach Hause zurückkehren wollte, so gab es doch in dieser Jahreszeit der Feldarbeit so viele, daß Sylvia ohne diese Vorkehrung den größten Theil des Tages allein geblieben wäre.

Im Hafen von Monkshaven herrschte ebenso reges Leben, da in dieser Jahreszeit die Walfischfahrer ihre Ausrüstungen für die Grönländersee zu beendigen pflegten. Allem Anschein nach gab es diesmal ganz besondere Schwierigkeiten zu überwinden, weil die großen Eismassen zwischen den Schiffen und den Revieren der Walfische noch rechtzeitig umfahren werden mußten; denn es war damals ein sogenannter verschlossener Fischfang, und sollte die Fahrt überhaupt Nutzen bringen, so mußte die Walfischgegend noch vor dem Monat Juni erreicht werden. In jeder Schmiede tönte der rhythmische Klang emsiger Hämmer, welche aus Nägeln, Hufeisen und andern alten Eisenstücken die großen Harpunen verfertigten. Eilige und wichtig thuende Matrosen drängten sich auf den Quais nach den verschiedensten Richtungen hin und her, wohl wissend, wie groß in dieser Jahreszeit die Nachfrage nach ihnen sei. Zudem war gerade Kriegszeit und viele Kapitäne, die nicht genug Leute in Monkshaven auftreiben konnten, waren genöthigt, ihre Mannschaft auf den Shetlandsinseln zu ergänzen. Nicht weniger belebt waren die Kaufgewölbe der Stadt. Die Walfischfahrer mußten sich mit mancherlei Vorräthen versehen und für warme Kleider

aller Art Sorge tragen, aber außerdem holten zu dieser Zeit gar manche Männer und Frauen ihre kleinen Ersparnisse hervor, um sich irgend einen Gegenstand besonderer Bequemlichkeit oder ein Andenken fürs Liebchen zu kaufen.

Dies war für die Geschäftsleute die eine gute Zeit im Jahre. Die andere kam später im Herbste, wenn die Walfischjäger, wohl versehen mit Geld und glücklich im Wiedersehen ihrer Familien und Freunde, an den häuslichen Herd zurückkehrten. Auch in Fosters Gewölbe gab es viel zu thun, sodaß es länger als gewöhnlich offen blieb. John und Jeremias Foster waren gerade damals von einer wichtigen und verwickelten Angelegenheit, von der sie noch mit Niemand gesprochen hatten, derart in Anspruch genommen, daß sie nicht mit gewohnter Rührigkeit am Geschäfte Theil nehmen und die Andern nicht so rasch, als dies gewöhnlich zu solchen Zeiten der Fall war, unterstützen konnten; auch war Coulson auf einer jener neuen Geschäftsreisen gewesen, welche Philipp und er als die zukünftigen Geschäftsgenossen zu unternehmen hatten.

Eines Abends, als sie nach dem Schluß des Gewölbes eben mit dem Ordnen der Waaren und dem Vergleichen des Absatzes derselben mit den Aufzeichnungen im Tagebuch beschäftigt waren, warf Coulson plötzlich die Frage auf:

„Ei, Esther, weißt Du denn nicht, wo das Packet mit den besten seidenen Halstüchern hingekommen ist? Als ich nach Sandsend abreiste, waren, glaub' ich, noch vier davon da, und als heute Mark Anderson herkam und eins verlangte, konnte ich keins mehr finden."

„Ich habe heute das letzte an den Matrosen, den Harpunirer verkauft, der sich damals im Gefecht mit dem Preßgang, das dem armen Darley das Leben kostete, so auszeichnete. Er nahm es zugleich mit drei Ellen von jenem Rosa-Band mit den gelb und schwarzen Kreuzen, das Philipp nie leiden konnte. Philipp muß es im Buch verzeichnet finden, wenn er nachsehen will.“

„Ist der wieder hier?“ fragte Philipp. „Ich habe ihn nicht gesehen. Was mag doch den hierher führen? Er hat ja hier nichts zu thun.“

„Das Gewölbe war voll Menschen; auch blieb er nicht lange, denn er hatte sich schnell für das Halstuch entschieden. Erst beim Gehen bemerkte er das Band, weshalb er noch einmal umkehrte. Ihr habt in jenem Augenblick Mary Darby bedient und hattet eben viele Leute um Euch.“

„Ich wollte, ich hätte ihn gesehen“, sagte Coulson. „Ich würde ihm ein Wort gesagt haben, das er sobald nicht vergessen hätte.“

„Warum? Was gibt's denn?“ fragte Philipp, über William's außergewöhnliche Wärme höchlichst erstaunt und zugleich erfreut, seine Gefühle in Bezug auf Kinraid von Andern getheilt zu sehen.

Coulson's Gesicht erbleichte vor Zorn; dennoch schien er einen Augenblick mit der Antwort zu zögern.

„Was es gibt?“ sagte er endlich. „Einfach dies: er ist länger als zwei Jahre zu meiner Schwester gegangen; ein besseres und meiner Meinung nach auch hübscheres Mädchen als sie gab's nicht. Später fand der saubere Herr ein anderes Mädchen, das ihm besser gefiel.“

William verlor fast die Sprache, so sehr war er bemüht, alle Zeichen seines heftigen Zorns niederzukämpfen. Nach einer Weile setzte er hinzu: „Mit diesem trieb er, soviel ich gehört habe, dasselbe Spiel."

„Und Deine Schwester?" fragte Philipp sichtlich erregt.

„Sie starb binnen eines halben Jahres", sagte William. „Sie hat ihm verziehen, was ich heute noch nicht begreifen kann. Als ich letzthin von der Geschichte mit Darley hörte, dachte ich gleich, daß es derselbe Mann sein müsse, Kinraid von Newcastle, wo Annie in der Lehre war. Ich hielt Nachfrage und meine Vermuthung bestätigte sich. Allein ich will nichts mehr von ihm sprechen, denn es weckt den alten Adam mehr, als ich wünsche, und mehr, als schicklich ist, in mir wieder auf."

Philipp enthielt sich, den ausgesprochenen Willen seines Freundes respectirend, aller weitern Fragen, obgleich er gar gern mehr erfahren hätte. Coulson und er beendeten den Rest ihres Tagewerks stumm und verdrießlich. Ganz abgesehen von den persönlichen Gefühlen, welche bei dem einen oder bei beiden von ihnen durch Kinraid's Leichtsinn in Liebesangelegenheiten verletzt wurden, waren die beiden so ernst und eingezogen lebenden jungen Leute im Allgemeinen von einer großen Abneigung gegen Untugenden dieser Art erfüllt, und wenn beide auch manche Fehler haben mochten, so waren sie doch von beständigem und geradem Charakter. Es ist ja nichts Ungewöhnliches, diejenigen Laster zu verdammen, welche keinen Reiz für uns haben.

Philipp hoffte, daß die Zeit ausreichen würde, um noch an demselben Abend nach Haytersbank eilen und Sylvia

während der Abwesenheit ihrer Mutter bewachen zu können. Vielleicht hätte er dann sogar Gelegenheit gefunden, sie auf irgend eine Weise vor der Gefahr zu warnen. Wenn diese seine Absichten zur Ausführung gekommen wären, so hätte er gleichsam die Stallthür erst geschlossen, nachdem die Kuh schon gestohlen war. Kinraid war nämlich an diesem Montag nur auf einen Nachmittag nach Monkshaven gegangen, um Sylvia noch einmal zu sehen, ehe er seinen Dienst als Harpunirer auf der Urania, einem Walfischfänger, der am Donnerstag früh von North-Shields absegeln sollte, anträte. Sobald er in der Stadt seine Einkäufe besorgt hatte, war er nach Haytersbank geeilt.

Sylvia saß in der Wohnstube, mit dem Rücken gegen das niedrige kleine Fenster gekehrt, um alles Licht der späten Nachmittagsstunde für ihre Arbeit zu benutzen. Auf dem kleinen runden Tischchen vor ihr stand ein Korb voll zerrissener Strümpfe ihres Vaters, wovon sie einen über ihre linke Hand gezogen hatte, den sie auszubessern sich einbildete; doch von Zeit zu Zeit machte sie lange Pausen und blickte in die Feuerstelle, obgleich dort weder Licht noch Flammen zu freundlichen Traumbildern einluden.

Das Feuer war nämlich schon für den Nachmittag hergerichtet, das heißt, seine Oberfläche war mit einer Schicht schwarzer Kohlen bedeckt, über welchen der ebenso schwarze Wasserkessel an dem Haken aufgehängt war. In der Küche sang Dolly Reid, welche Sylvia während ihrer Mutter Abwesenheit unterstützte, ein trübseliges, für ihren Wittwenstand passendes Lied und war dabei mit dem Scheuern der Milchgeschirre beschäftigt. Vielleicht mochten

diese geräuschvollen Verrichtungen die Ursache gewesen sein, daß Sylvia die rasch von der Erhöhung herannahenden Schritte nicht wahrnahm, denn sie stand plötzlich erschrocken auf, als sie Jemand zur unverschlossenen Thür hereintreten hörte. Eigenthümlich war jedenfalls ihr Zusammenschrecken, denn der eben Eingetretene hatte ihre Gedanken während der langen Pausen ihrer Arbeit ausschließlich beschäftigt. Charley Kinraid und die Geschichte der närrischen Nancy waren seit vielen Tagen der Gegenstand ihrer Träume bei Tag und bei Nacht gewesen. Jetzt stand er so frisch und schön als je vor ihr; ein Anflug von Schüchternheit auf seinen Zügen und von Ungewißheit über seinen Empfang verlieh seinem Wesen einen neuen Reiz, welcher jedoch für Sylvia gänzlich verloren ging. Theils die Furcht, sich zu verrathen, theils das Bestreben, ihre Gefühle und wie sehr sie seiner gedacht hatte, zu verbergen, ließen ihren Willkomm ruhig und kalt erscheinen. Sie ging ihm keinen Schritt entgegen, erröthete aber bis zu den Wurzeln ihrer Haare, was er jedoch bei der beginnenden Dämmerung ebenso wenig bemerken konnte als ihr heftiges Zittern, das sie kaum aufrecht stehen ließ. Sie gedachte des Kusses, den sie am Neujahrsabend gewechselt, der Worte, die er am Neujahrstag selbst in der Milchkammer zu ihr gesprochen hatte, des Tons, der Blicke, von denen diese Worte begleitet waren, und sie sagte nur:

„Ich dachte nicht Euch wiederzusehen; ich glaubte, Ihr müßtet schon abgesegelt sein.“

„Habe ich Dir denn nicht gesagt, daß ich wiederkommen würde?“ erwiderte er, mit dem Hute in der Hand

dastehend und ihre Einladung zum Niedersetzen erwartend, was sie jedoch in ihrer Verlegenheit ganz vergaß und dafür sich anstellte, als ob sie mit Eifer ihren Strumpf stopfe. Doch weder Kinraid noch Sylvia konnten lange ruhig und stumm bleiben. Sie fühlte wohl, daß seine Augen auf ihr ruhten und jede ihrer Bewegungen beobachteten, daher verwirrte sich auch ihr Benehmen und ihr Gesichtsausdruck immer mehr, während er, über die Art und Weise seines Empfangs etwas befremdet, im ersten Augenblick nicht wußte, ob er die große Veränderung in ihrem Wesen seit seiner letzten Begegnung als ein günstiges Zeichen betrachten solle oder nicht. Zum Glück für ihn traf es sich, daß sie, nach der Scheere auf dem Tischchen greifend, durch eine ungeschickte Bewegung ihres Arms das Arbeitskörbchen umstieß und dasselbe herunterwarf. Sie bückte sich, um die zerstreuten Strümpfe und das Garnknäuel aufzuheben, er that dasselbe, und als sie sich wieder aufrichteten, hielt er ihre Hand fest. Ihr halb abgewandtes Gesicht war zum Weinen geneigt.

„Was hast Du gegen mich?" sagte er in flehendem Tone. „Hast Du mich denn ganz vergessen?" Keine Antwort. Er fuhr fort: „Du bist mir nicht aus dem Sinne gekommen, Sylvia Robson, und ich bin einzig und allein noch einmal nach Monkshaven zurückgekehrt, ehe ich ins Nordmeer fahre, um Dich noch einmal zu sehen. Vor kaum zwei Stunden bin ich in Monkshaven gelandet, meine eigenen Leute habe ich noch nicht besucht, und jetzt, da ich hier bin, willst Du nicht einmal mit mir reden?"

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll", entgegnete sie in leisem, fast unverständlichem Tone. Dann sich zusammen-

nehmend und entschlossen, so zu reden, als ob sie seine nur halb ausgesprochene Absicht nicht verstehe, hob sie den Kopf, blickte ihm fest ins Gesicht und sagte, indem sie ihre Hand der seinigen entzog:

„Die Mutter ist auf Besuch nach Middleham und der Vater ist mit Kester auf dem Felde, wird aber bald heimkommen.“

Charley schwieg einige Augenblicke still; dann erwiderte er:

„Du kannst unmöglich so unverständig sein, zu glauben, daß ich diesen ganzen weiten Weg machen würde, um Deinen Vater oder Deine Mutter zu besuchen, für die ich übrigens alle Achtung habe; aber um die zu sehen, wäre ich wahrscheinlich nicht hergekommen; ich muß ja am Mittwoch Abend wieder in Shields sein, wenn ich auch den ganzen Weg zurück zu Fuß machen müßte. Du willst nur meine Absicht nicht verstehen; Du könntest wohl, wenn Du wolltest.“

Er machte keinen Versuch, ihre Hand zu ergreifen. Sylvia schwieg still, allein ohne es zu wollen, athmete sie tief auf.

„Ich kann also wieder hingehen, wo ich hergekommen bin?“ fuhr er fort. „Ich hatte doch gedacht, mit irgend einer frohen Hoffnung ermuthigt zur See zurückkehren zu können, daß ich von Jemand, den ich zurücklasse, wenn auch nur halb so innig geliebt werde, als ich ihn liebe; denn das Maß meiner Liebe zu Dir ist so mächtig groß, daß ich mich von Deiner Seite mit der Hälfte begnügen wollte, bis ich Dich gelehrt haben würde, mich mehr zu lieben. Aber wenn Du ein kaltes Herz hast und Dir aus einem

ehrlichen Matrosen nichts machst, nun, dann ist's besser, ich kehre gleich wieder um."

Er wandte sich der Thür zu, doch irgend ein Anzeichen mußte ihn seiner Sache ziemlich gewiß gemacht haben, sonst hätte er sicherlich nicht ihrem weiblichen Stolze ein Entgegenkommen zugemuthet. Kaum hatte er zwei Schritte gemacht, als sie ihm folgte und etwas sagte, wovon er mehr den Schall als die Worte selbst vernahm.

„Ich wußte nicht, daß Ihr Euch etwas aus mir macht; Ihr habt mir's ja nie gesagt."

In demselben Augenblick war er wieder an ihrer Seite, sein Arm umschlang sie trotz des kurzen Widerstandes und mit tiefer, leidenschaftlicher Erregung sagte er:

„Du hast nicht gewußt, Sylvia, daß ich Dich liebe? Sage das noch einmal und blicke mir dabei ins Gesicht, wenn Du kannst. Schon im letzten Winter dachte ich, Du werdest zum hübschesten Mädchen heranwachsen, das ich je gesehen habe, und als ich Dich dieses Jahr hinter meinem Onkel in der Ecke am Feuer versteckt sah, habe ich bei mir selbst geschworen, daß Du oder Keine mein Weib sein würdest. Du hast's auch recht bald erfahren, trotzdem daß Du so scheu warst. Und jetzt willst Du mir ins Gesicht sagen — nein, Du kannst's nicht! Liebchen, was ist Dir?" fuhr er fort, da er bemerkte, daß sie heftig weinte; doch als er ihr erröthendes, thränenfeuchtes Gesicht sich zuwenden wollte, verbarg sie es plötzlich an seiner Brust. Er beschwichtigte und beruhigte sie in seinen Armen, gerade als wenn sie ein weinendes Kind und er ihre Mutter gewesen wäre. Dann setzten sie sich zusammen auf die Bank, und als sie ein wenig gefaßter war, fingen sie zu plaudern an.

Er erkundigte sich nach ihrer Mutter, deren Abwesenheit er im Grunde wenig bedauerte; denn obgleich er sich vorgenommen hatte, seine Wünsche und Absichten in Bezug auf Sylvia deren Aeltern zu eröffnen, so war er doch aus verschiedenen Gründen froh, daß ihm der günstige Zufall gestattet hatte, Sylvia allein zu sehen und das Versprechen, ihn zu heirathen, von ihr selbst zu erlangen, ohne ihre Aeltern schon jetzt in Kenntniß davon zu setzen.

„Ich habe mein Geld bis jetzt nicht gespart", sagte er, „und habe auch nie einen Nothpfennig gehabt, und Deine Aeltern könnten sich wohl nach einer bessern Versorgung für Dich umschauen, Herzchen; aber wenn ich von dieser Reise zurückkomme, habe ich Aussicht, einen Antheil von der Urania zu erhalten, und vielleicht werde ich Steuermann und Harpunirer zugleich. Ich kann mir auf einer Reise zwischen siebzig und neunzig Pfund Sterling verdienen, die halben Guineen für jeden Walfisch, den ich erlege, und die drei Schillinge von jeder Gallone Thran ganz abgerechnet. Wenn ich bei Forbes und Compagnie bleibe, werden sie mich mit der Zeit zum Bootsmann machen, denn ich bin gut geschult und kann ein Schiff so gut als jeder Andere lenken. Dich würde ich bei Deinen Aeltern lassen oder Dir ein Häuschen in der Nähe miethen, aber ich möchte gern etwas in Händen haben, und mit Gottes Hülfe wird das ja im nächsten Herbste der Fall sein. Jetzt werde ich mit Freuden zur See gehen, da ich Dein Wort habe. Du bist keine von denen, die ihr Wort zurücknehmen, das weiß ich, sonst wäre es eine gar lange Zeit, um so ein hübsches Mädchen, wie Du bist, zurückzulassen, ohne Dir auch nur einmal schreiben zu können, wie sehr ich Dich

liebe, und Dich zu bitten, Deinen Geliebten ja nicht zu vergessen."

„Das braucht's nicht", sagte Sylvia kaum hörbar.

Sie war von ihrem neuen Glück zu betäubt, um sich viel um die Einzelheiten seiner Vermögensverhältnisse zu bekümmern, als aber seine zärtlichen Worte an ihr Ohr schlugen, flog ihm sogleich ihr warmes Herz entgegen.

„Das weiß ich doch nicht", sagte er weiter, um sie eher zum Aussprechen ihrer Gefühle zu bewegen. „Es gibt gar Manchen, der ganz bereit wäre, Dir nachzugehen, und Deine Mutter ist ohnedem nicht für mich eingenommen. Dein langer Vetter sieht mich auch scheel genug an, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn er nicht selbst die Absicht hätte, Dir schön zu thun."

„Er? Warum nicht gar!" rief Sylvia mit etwas verächtlichem Tone. „Er denkt nur an die Geschäfte, ans Gewölbe, ans Geldverdienen und ans Reichwerden."

„Ja wohl; aber wenn er reich sein wird, dann wird er vielleicht meine Sylvia zur Frau begehren, und was wird sie dazu sagen?"

„Solch einen dummen Gedanken wird er nicht haben", erwiderte sie ungeduldig; „er weiß ja, was er zur Antwort bekommen würde."

Kinraid entgegnete gleichsam im Selbstgespräch: „Deine Mutter mag ihn aber wohl leiden."

Doch Sylvia war dieses ihr gleichgültigen Gegenstandes schon müde, sie wünschte vielmehr, von Kinraid's eigenen Angelegenheiten zu hören, und fragte ihn, fast gleichzeitig mit den von ihm zuletzt gesprochenen Worten, nach seinen Plänen und Wünschen, und so ging's fort in

zärtlich tändelndem Liebesgespräch, wenig bekümmert um die Prosa kalter Thatsachen. Dolly Reid war während des Gesprächs unbemerkt in die Stube getreten und wieder hinausgegangen. Doch plötzlich fing Sylvia's feines Ohr die Stimme ihres Vaters auf, der mit Kester vom Tagewerk auf dem Felde zurückkam. Sie sprang daher auf und floh in schüchterner Angst in ihr Kämmerlein hinauf, Kinraid selbst überlassend, wie er seine Anwesenheit in der leeren Wohnstube erklären wolle.

Robson trat, ohne die Anwesenheit eines Fremden zu bemerken, in das dunkle Zimmer. Kinraid aber that einen Schritt vorwärts, um den Schein des inzwischen in Brand gerathenen Feuers auf sein Gesicht fallen zu lassen. Er nahm sich vor, über das Vorgefallene zu schweigen, kam aber bald davon ab, als ihn Robson, sobald er seiner ansichtig wurde, mit herzlich warmem Willkomm begrüßte.

„Grüß Dich Gott, mein Junge! Wer hätte denn gedacht, Dich hier zu sehen! Ich glaubte Dich schon auf dem halben Weg nach der Davisstraße. Freilich der Winter war schlecht genug und Du thust vielleicht recht, so spät erst abzusegeln. Die späteste Abreise, deren ich mich erinnere, war am neunten März, und in jenem Jahre fingen wir doch dreizehn Walfische."

„Ich wünschte mit Euch zu reden", sagte Charley mit unschlüssiger, von seinem gewöhnlich offenen Wesen so verschiedener Stimme, daß Daniel ihn scharf anblickte, ehe er zu sprechen anhob. Vielleicht traf die bevorstehende Mittheilung den ältern Mann nicht ganz unvorbereitet, jedenfalls war sie nicht unerwünscht. Er mochte Kinraid wohl leiden und billigte nicht nur den Charakter des jungen

Mannes, soweit er ihn kannte, sondern auch dessen Lebensweise und Beruf. Robson hörte mit sichtbarer Befriedigung und ermuthigenden Winken Charley so lange zu, bis dieser ihm alles mitgetheilt hatte; dann drehte er sich um, schlug mit seiner breiten, schwieligen Faust in Kinraid's Hand, als ob er einen Handel abschließen wollte, und drückte seine väterliche Beistimmung zum Verlöbniß der Tochter in so frohen Worten aus, daß er schließlich über dem Gedanken, daß dieses große Ereigniß, nämlich die Verfügung über die Zukunft des einzigen Kindes, während der Abwesenheit seiner Frau stattgefunden habe, in das herzlichste Gelächter ausbrach.

„Doch weiß ich nicht so gewiß, ob es der Frau auch recht sein wird“, warf er dann hin, „obgleich ich mir eigentlich nicht denken kann, was dagegen einzuwenden ist. Aber sie ist nicht für die Ehe eingenommen, trotzdem daß sie an mir einen Mann hat, wie's keinen bessern in der ganzen Grafschaft gibt. Jedenfalls bin ich Herr und das weiß sie. Doch wird's vielleicht wegen des lieben Hausfriedens — obgleich sie kein Lästermaul ist, das muß ich ihr nachsagen — besser sein, wir behalten die Sache für uns, bis Du wieder in den Hafen zurückgekommen sein wirst. Das Mädchen da droben wird mit ihrem Geheimniß so glücklich sein wie die alte Katze mit ihren blinden Jungen. Aber Du wirst das Mädchen sehen wollen, das bin ich überzeugt, denn ein alter Mann wie ich ist kein so angenehmer Gesellschafter als ein junges hübsches Mädchen.“

Ueber seinen eigenen Witz herzlich lachend, ging Daniel zur Stiege und rief hinauf:

„Sylvia, Sylvia! Komm herunter, mein Mädchen, es ist alles in Ordnung. Komm herunter!“

Eine Zeit lang erhielt er keine Antwort, dann wurde der Riegel einer Thür aufgeschoben und Sylvia sagte:

„Ich kann nicht mehr hinunterkommen. Ich gehe heute nicht mehr hinab.“

Daniel lachte um so mehr darüber, als er bemerkte, wie sehr Charley darüber betroffen war.

„Hör' nur, wie sie die Thür zugeriegelt hat! Heute kommt sie schon nicht mehr, denn sie hat ihren eigenen Kopf, diese Kleine. Sie war ja unser einziges Kind und wir haben ihr meist ihren Willen gelassen. Aber wir wollen uns eine Pfeife anzünden und ein Gläschen trinken und werden uns, meiner Meinung nach, besser damit unterhalten als mit allen Weibern in der Grafschaft zusammengenommen.“

Sechstes Kapitel.

Die Post kam wöchentlich dreimal nach Monkshaven. Der Postbote, der das oft kaum ein Dutzend Briefe enthaltende Felleisen in einem leichten Wägelchen mit sich führte, war von York her fast einen ganzen Tag unterwegs. Auf den Mooren hielt er hin und wieder bei einem Edelsitze oder in einem am Wege gelegenen Wirthshause an und gab die Privatpackete ab. Die Gebrüder Foster, Banquiers und Kaufleute, erhielten jedenfalls die große Mehrzahl der nach Monkshaven adressirten Briefe.

Am Morgen nach dem Tage, an welchem sich Sylvia mit Kinraid verlobt hatte, schienen die Gebrüder Foster ihre Briefe mit außergewöhnlicher Ungeduld zu erwarten. Jeremias verließ wiederholt das Wohnzimmer, in welchem sein Bruder in stiller Erwartung saß, durchschritt den Kaufladen und blickte auf dem Marktplatze nach dem lahmen alten Weibe umher, das aus Barmherzigkeit zum Austragen der Briefe verwendet wurde, an jenem Morgen aber, wenigstens ihrem langen Ausbleiben nach zu urtheilen, ganz besonders lahm zu sein schien.

Obgleich die Ursache, welche der Ungeduld der Fosters

zu Grunde lag, nur diesen allein bekannt war, so fühlten sich doch Hepburn, Coulson und Esther bei der nahen Beziehung zu ihren Principalen sichtlich erleichtert, als endlich das alte Weib mit ihrem Brieftörbchen eintrat.

Einer dieser Briefe schien für die beiden guten Brüder von besonderer Wichtigkeit zu sein, denn nachdem jeder von ihnen die Adresse in Augenschein genommen hatte, blickten sie sich gegenseitig an, und ohne ein Wort zu wechseln, nahmen sie den ungelesenen Brief mit sich in die Wohnstube, schlossen die Thür hinter sich zu und zogen die grünseidenen Gardinen vor, um ihn recht ungestört lesen zu können. Coulson und Philipp fühlten beide, daß etwas Außergewöhnliches vorgehe, und dachten in diesem Augenblick wohl mehr an den wahrscheinlichen Inhalt dieses Briefes aus London als an ihre unmittelbaren Geschäfte. Glücklicherweise gab es gerade damals wenig im Gewölbe zu thun. Philipp stand sogar ganz unbeschäftigt da, als John Foster die Wohnzimmerthür öffnete und den jungen Mann halb zögernd zu sich rief. Nachdem die Thür hinter den Dreien wieder geschlossen war, konnte sich Coulson eines gewissen Gefühls der Zurücksetzung nicht gänzlich erwehren. Noch vor einer Minute hatten Philipp und er auf derselben Stufe der Unwissenheit gestanden, jetzt war Philipp augenscheinlich höher gestiegen. Es währte jedoch nicht lange, so beruhigte er sich darüber und begann die Sache, wie sie eben vorlag, zu billigen, was bei ihm theils Sache des Temperaments, theils der quäkerischen Erziehung war, die er genossen hatte.

Die Beiziehung Philipp's war augenscheinlich auf John Foster's Wunsch erfolgt, denn Jeremias, der we-

niger entschiedene und energische Bruder verhandelte noch über die Thunlichkeit dieses Schrittes, als Philipp eintrat.

„Es ist kein Grund zur Eile vorhanden, John. Es ist besser, wir rufen den jungen Mann erst dann herein, wenn wir die Sache mehr überlegt haben.“

Allein der junge Mann stand schon da und John's Wille trug den Sieg davon.

Aus den Erläuterungen, welche John, der langsamern Auffassung seines Bruders voraneilend, für nothwendig erachtete, konnte Philipp entnehmen, daß die beiden Brüder schon seit einiger Zeit anonyme Briefe erhalten hatten, welche die klare Absicht, wenn auch in zweideutigen Worten, aussprachen, sie vor einem gewissen Seidenfabrikanten in Spitalfields zu warnen, mit welchem sie schon seit Jahren in geregelter Geschäftsverbindung gestanden, dem sie jedoch in letzter Zeit Geldvorschüsse gemacht hatten. Die Briefe deuteten auf die gänzliche Zahlungsunfähigkeit dieses Fabrikanten hin. Die Brüder hatten ihren Correspondenten um die Angabe seines Namens ersucht, welchen der Brief von heute früh denn auch enthielt.

Der Name war zwar für sie ein gänzlich unbekannter, jedoch schien kein Grund vorhanden, die Wirklichkeit desselben oder der ausführlich angegebenen Adresse zu bezweifeln. In dem Briefe waren gewisse Umstände in den Beziehungen der Brüder zu diesem Fabrikanten erwähnt, welche nur einem Vertrauten der einen oder andern Seite bekannt sein konnten. Den Brüdern aber war dieser Mann vollkommen fremd. Wahrscheinlich wären sie gar nicht geneigt gewesen, zu Gunsten Dickinson's — so hieß der Fabrikant — so viel aufs Spiel zu setzen, wenn dieser nicht derselben

religiösen Gemeinschaft wie sie selbst angehört hätte und wenn er nicht allgemein als ein vortrefflicher Charakter bekannt gewesen wäre. Immerhin aber waren diese Briefe geeignet, einige Besorgniß zu erregen, besonders seit durch die heutige Post der volle Name des Schreibers und mehrere Einzelheiten mitgetheilt worden waren, welche eine genaue Kenntniß der Dickinson'schen Verhältnisse voraussetzen ließen. Nach vielem unfruchtbaren Berathschlagen hatte John den Plan gefaßt, Hepburn nach London zu schicken, um geheime Nachforschungen über den wahren Charakter und die geschäftliche Stellung eines Mannes anzustellen, dessen Gläubiger zu sein sie noch vor einem Monat sich zur Ehre gerechnet hatten. Jeremias schämte sich selbst jetzt noch ihres Mangels an Vertrauen zu einem so ehrenhaften Mann; er war überzeugt, daß die erhaltenen Mittheilungen, wenn sie nicht geradezu Erfindungen eines Feindes seien, auf einem Irrthum beruhen müßten, gab daher auch nur theilweise seine Zustimmung zu Hepburn's Reise und zwar nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die eigentliche Ursache von Hepburn's Sendung keine menschliche Seele außer ihnen je erfahren sollte.

Philipp saß während dieser Mittheilungen anscheinend ohne jede Erregung und nur aufmerksam zuhörend da. Er war thatsächlich mit der Beurtheilung des Gegenstandes, mit den Wahrscheinlichkeiten des gegebenen Falles beschäftigt, und seine eigenen Gefühle spielten eine nur untergeordnete Rolle, ehe sein Verstand den Stoff vollkommen beherrschte. Er sprach wenig, allein was er sagte, gehörte zur Sache und befriedigte beide Brüder

zugleich. John gewann die Ueberzeugung, daß sein Abgesandter mit Ueberlegung handeln und mit Entschiedenheit auftreten würde, während Jeremias sich wesentlich durch Philipp's Vorsicht beruhigt fühlte, welche den jungen Mann abhielt, vorschnell die Wahrscheinlichkeit eines Klagegrundes gegen Dickinson zuzugeben, und ihn vielmehr bestimmte, auch dessen bisherige redliche Handlungsweise und seinen guten Namen in Erwägung zu ziehen. Philipp hatte die Genugthuung, sich mit einer Sendung betraut zu sehen, welche alle seine geistigen Kräfte in Anspruch nahm, ohne sie zu übersteigen. Im Geiste kam er dem Auftrage seiner Principale fast zuvor, und während er dem Gespräche mit ruhiger, geschäftsmäßiger Aufmerksamkeit zuzuhören schien, hatte er im Stillen selbst John's Pläne und Anordnungen schon hinter sich gelassen.

Es wurde ausgemacht, daß er am nächsten Morgen sich auf den Weg nach Hartlepool machen sollte, von wo er zu Land oder zu Wasser leicht nach Newcastle gelangen konnte, um sich dort nach London einzuschiffen. In Betreff seines persönlichen Verhaltens und Auftretens in London wurde er von den beiden Brüdern mit guten Rathschlägen überschüttet, auch ermangelten diese nicht, aus der in ihrem Comptoir eingemauerten Kasse eine Summe Geldes hervorzuholen, welche zur Bestreitung aller nur möglichen Ausgaben vollkommen genügte. Philipp hatte noch nie eine so bedeutende Summe in Händen gehabt und zögerte daher, dieselbe anzunehmen, allein die alten Herren wiederholten ihre Vorstellungen wegen der schrecklich hohen Preise in London, sodaß ihm endlich nichts übrig blieb, als sich zur Annahme der ganzen

Summe zu bequemen und den Vorsatz zu fassen, über alles genaue Rechnung zu führen und den Rest pünktlich zurückzubringen.

Als er wieder hinter dem Ladentisch stand, hatte er Muße genug, sich in Betrachtungen zu ergehen, welche von Coulson nicht im geringsten unterbrochen wurden, denn dieser war stumm und grübelte über das Vertrauen nach, das Philipp augenscheinlich zu genießen das Glück hatte; von dem eigentlichen Kern der ganzen Sache, von Philipp's Reise nach London, jener Riesenstadt, deren Pracht und Herrlichkeit noch vor siebzig Jahren den Bewohnern der Provinz geradezu unerreichbar erschien, wußte Coulson noch nichts. Es läßt sich nicht leugnen, daß Philipp's Selbstgefühl bei dem Gedanken, daß er nach London gehen werde, gehoben wurde; wenn er aber wieder daran dachte, daß er Sylvia auf unbestimmte Zeit, auf acht oder vierzehn Tage, ja vielleicht auf Wochen verlassen müsse, da er ja seine heiklige Aufgabe durch hastige Eile sich nicht erschweren durfte, so fühlte er sich in seinem Herzen tief betrübt und sah im voraus schon jeden Genuß verkümmert, zu welchem er durch die Befriedigung seiner Neugierde, sowie durch das Gefühl, daß er das Vertrauen und die Achtung derer besitze, auf deren gute Meinung er einen großen Werth legte, unter andern Umständen berechtigt gewesen wäre. Je mehr er diese Seite der Sache in Erwägung zog, desto schmerzlicher fühlte er, wie viel er zu verlassen im Begriff stehe; einmal wünschte er beinahe, daß er seinen Principalen gleich bei Beginn des Gesprächs erklärt hätte, wie ungern er Monkshaven auf längere Zeit verlassen würde. Dann fühlte er

aber wieder, daß die Dankbarkeit, zu welcher er denselben verpflichtet war, ihm durchaus nicht gestatte, sich irgend einer von ihnen gestellten Aufgabe zu entziehen, besonders da sie mehr als einmal die Unmöglichkeit erwähnt hatten, persönlich in dieser schwierigen und kitzlichen Angelegenheit aufzutreten oder dieselbe einem Dritten zu übertragen. So oft er aber Coulson's eifersüchtige Zurückhaltung an jenem Tage bemerkte, dachte er in seinem Herzen, daß die Folge jenes außerordentlichen Vertrauens, um das ihn Coulson so sehr beneidete, eigentlich eine Last sei.

Als sie alle beim Thee in Alice Rose's Wohnstube saßen, kündigte Philipp seine bevorstehende Reise an, eine Neuigkeit, die er Coulson deshalb nicht früher mitgetheilt hatte, weil er befürchtete, dessen Verstimmung durch diese Nachricht noch zu erhöhen, während er hoffte, daß sich Coulson in der Gegenwart von Alice und deren Tochter mehr zusammennehmen werde.

„Nach London?“ rief Alice aus.

Esther schwieg still.

„Nun, es gibt eben Leute, die das Glück haben!“ sagte Coulson.

„Glück!“ sagte Alice, sich rasch nach ihm umwendend. „Laß mich solch ein eitles Wort aus Deinem Munde nie wieder hören, mein Junge. Was Gottes Wille ist, nennt der Teufel Glück. Vielleicht ist's eine Prüfung für Philipp, daß er hingeschickt wird; vielleicht wird London ein glühender Feuerofen für ihn sein, denn ich habe gar oft gehört, daß es voll Versuchungen sei, und er kann dort leicht in Sünde fallen. Wo ist dann das Glück? Aber warum gehst Du? Und schon morgen früh? Es ist ja Dein feinstes

Hemd in der Wäsche, und jetzt ist keine Zeit mehr, es zu stärken und zu plätten. Was kannst Du denn in London so Eiliges zu thun haben, ohne Dein gutes Hemd?"

„Ich kann nichts dafür", sagte Philipp. „Wir haben dort ein Geschäft und John Foster sagt, ich soll es übernehmen und morgen abreisen."

„Du sollst nicht ohne Dein schönes gekräuseltes Hemd gehen, wenn ich auch die ganze Nacht deswegen aufbleiben muß", sagte Alice mit Entschiedenheit.

„Mache Dir doch wegen des Hemdes keine Sorgen, Mutter", erwiderte Philipp. „In London kann ich mir ja eins fertig kaufen, wenn ich eins brauche."

„Hört ihn nur an", sagte Alice; „spricht er nicht, als ob es ihm ein Leichtes sei, fertige Hemden zu kaufen, und hat er doch ein gutes halbes Dutzend, das ich ihm selbst gemacht habe. Ja, mein Junge, wenn Du so denkst, so wird London freilich ein arg verführerischer Ort für Dich sein. An jeder Straßenecke gibt es dort tiefe Abgründe für junge Leute und, wie die Leute sagen, nur zu viel Gelegenheit, sein Geld los zu werden. Es wäre besser gewesen, John Foster hätte einen ältern Mann geschickt als Dich, um sein Geschäft zu besorgen, es mag sein, was es will."

„Neuerdings machen sie gar viel Wesens aus Philipp", sagte Coulson. „Sie schicken nach ihm und sprechen mit ihm insgeheim, während Esther und ich im Kaufladen bleiben und die ganze Last des Bedienens tragen müssen."

„Philipp weiß wohl", sagte Esther, dann aber versagte ihr die Stimme und sie hielt inne.

Philipp beachtete diesen halbausgesprochenen Satz nicht,

denn er bemühte sich, Coulson die Nachtheile seiner bevorstehenden Reise, die Verantwortlichkeit, welche sie mit sich bringen würde, und seinen Kummer, Monkshaven verlassen zu müssen, soweit er es, ohne seiner Principale Geheimniß zu verletzen, thun konnte, auseinanderzusetzen.

„Coulson, ich würde viel darum geben", sagte er, „wenn Du statt meiner gehen könntest. Andererseits will ich nicht leugnen, daß mich der Gedanke an die Reise zuweilen auch freut. Wenn ich nur könnte, ich würde gleich jetzt mit Dir tauschen."

„Du hast gut reden", erwiderte Coulson etwas weicher gestimmt, doch diese Veränderung sorgfältig verbergend. „Ich bin überzeugt, daß es zuerst unentschieden war, wer von uns beiden gehen solle. Du aber hast mir den Vorrang abgewonnen und hast Deinen Vortheil so lange verfolgt, bis Du nichts mehr sagen kannst, als daß es Dir leid ist."

„Nein, William", sagte Philipp aufstehend, „das bedeutet nichts Gutes, wenn wir uns wie zwei einfältige Mädchen wegen jedes Bischens auch nur scheinbaren Vergnügens, das dem einen oder dem andern zufällt, zanken. Ich habe Dir die Wahrheit gesagt und ehrlich gegen Dich gehandelt, und da ich noch nach Haytersbank gehen und dort Lebewohl sagen muß, so will ich nicht länger hier bleiben, um von Dir falsch verstanden zu werden."

Er nahm seine Mütze und ging, Alice's Frage wegen seiner Kleider und seines gekräuselten Hemdes gar nicht beachtend. Coulson saß ruhig, reuig und beschämt da; endlich warf er einen verstohlenen Blick auf Esther. Sie spielte mit ihrem Löffel, doch bemerkte er, daß sie Thränen

unterdrückte. Nichtsdestoweniger nöthigte er sie noch durch eine unzeitige Frage zum Sprechen.

„Was gibt's, Esther?" fragte er.

Sie schlug ihre gewöhnlich so sanften, ruhigen Augen auf, welche jetzt voll Entrüstung durch ihre Thränen glänzten.

„Was es gibt?" sagte sie. „Coulson, ich hätte von Dir etwas Besseres erwartet, als daß Du Philipp verdächtigen und beneiden würdest, der Dir noch nie im Leben einen bösen Streich gespielt oder ein böses Wort über Dich gesprochen oder auch nur einen bösen Gedanken wider Dich gehabt hat, und jetzt schickst Du ihn zum Haus hinaus am letzten Abend, den wir vielleicht überhaupt zusammen zubringen, mit Deinem Neid und Deinen Eifersüchteleien!"

Sie stand rasch auf und verließ das Zimmer. Alice war abwesend und mit dem Einpacken von Philipp's Sachen beschäftigt.

Coulson blieb allein, mit dem Gefühl eines bestraften Kindes, noch mehr durch Esther's Worte als durch die Reue über seine eigenen Reden beunruhigt.

Philipp lief schnell die Bergstraße gegen Haytersbank hinauf. Die Ereignisse des Tages und Coulson's Worte hatten ihn erhitzt und aufgeregt. Er hatte sich sein Leben selbst einrichten wollen, und da es jetzt gleichsam gegen seinen Willen eingerichtet ward, machte man ihm dennoch Vorwürfe, als würde er selbst handelnd eingreifen, ja man beschuldigte ihn sogar, Coulson, seinen innigen Genossen, seit Jahren zu übervortheilen, ihn, der eine solche Handlung stets tief unter seiner Würde erachtet hatte.

Seine durch diese Vorgänge beunruhigten Gefühle brachten sein Gemüth auch in anderer Hinsicht aus dem Gleichgewicht. Seinen bisherigen Vorsatz, den er nach langer Ueberlegung gefaßt hatte, Sylvia nicht früher seine Liebe zu gestehen, bis er ihren Aeltern seine Nachfolge in Fosters Geschäft anzeigen und sich selbst des Mädchens Achtung durch langandauernde, tiefe Neigung erworben haben würde, gab er während dieses Ganges plötzlich auf. Er entschloß sich, jetzt ihr seine leidenschaftliche Liebe zu eröffnen, ehe er so weit und auf unbestimmte Zeit verreiste. Das einzige Zugeständniß, welches sein Verstand von seinem glühend erregten Herzen erlangen konnte, bestand in dem Vorsatz, daß er ihre Worte und ihr Benehmen wohl beobachten wolle, während er seine bevorstehende Abwesenheit ihr ankündigen würde, und im Fall sie das geringste Anzeichen eines zärtlich wehmüthigen Gefühls merken ließe, wollte er ihr seine Liebe zu Füßen legen und das junge Mädchen nicht einmal zu irgend einer Erwiderung oder zu einem Ausdruck jener Gefühle auffordern, die, wie er hoffte, schon in ihrem Herzen zu keimen anfingen. Mit ihr wollte er Geduld haben, aber er selbst konnte sie nicht länger mehr üben. Mit pochendem Herzen und mit erregtem Gemüthe die wahrscheinlich bevorstehende Scene sich ausmalend, schlug er den Feldweg ein, der nach Haytersbank führte. Da begegnete ihm Daniel Robson in ernstem Gespräch mit Charley Kinraid begriffen, die beide des Weges kamen. Kinraid war also auf dem Hofe gewesen, hatte Sylvia in ihrer Mutter Abwesenheit gesehen. Plötzlich tauchte die Erinnerung an die arme verstorbene Annie Coulson in ihm auf. Konnte Kinraid

nicht dasselbe Spiel mit Sylvia treiben? Bei diesem Gedanken biß Philipp die Zähne zusammen. Die Männer schienen zu sprechen aufgehört und ihn schon bemerkt zu haben, sonst hätte er sich am liebsten hinter der Mauer verborgen, um ihnen auszuweichen, wenn er auch theilweise mit der Absicht nach Haytersbank gegangen war, sich von seinem Onkel zu verabschieden. Kinraid überraschte ihn durch seinen herzlichen Gruß, welchen Philipp gern vermieden hätte. Allein der Harpunirer war voll Freundlichkeit gegen die ganze Welt, besonders gegen Sylvia's Freunde, und von ihrer großen Liebe zu ihm überzeugt, hatte er alle frühere Eifersucht auf Philipp vergessen. Sein sicheres, frohlockendes Wesen bildete einen ebenso auffallenden Gegensatz zu Philipp's kalter Zurückhaltung, als sein offenes, schönes, wettergebräuntes Gesicht von dem langen, nachdenklichen, bleichen Antlitz des letztern abstach. Hepburn bedurfte einiger Augenblicke, ehe er den Entschluß zu fassen vermochte, die große Reise, die ihm bevorstand, im Beisein dieses Dritten, welchen er als Eindringling betrachtete, mitzutheilen. Allein da Kinraid durchaus nicht im Sinne zu haben schien, weiter zu gehen, und eigentlich kein Grund vorhanden war, warum dieser und die ganze Welt nicht sein Vorhaben erfahren sollte, so theilte er seinem Onkel mit, daß er am folgenden Tage eine wichtige Geschäftsreise im Auftrage seiner Principale nach London antreten werde.

Auf Daniel machte der Umstand, daß er mit einem Manne rede, der von heute auf morgen nach London abreise, einen ungeheuern Eindruck.

„Du wirst mich doch nicht glauben machen wollen, daß dies nicht länger als seit zwölf Stunden im Werke ist? Du bist gar ein pfiffiger, verschlossener Kamerad! Wir haben Dich seit acht Tagen nicht gesehen; wahrscheinlich hast Du seither darüber nachgedacht und die Sache ausgeheckt.“

„Nein“, sagte Philipp, „ich wußte noch gestern Abend nichts davon; ich bin an der Reise nicht schuld und wäre lieber geblieben, wo ich bin.“

„Es wird Euch schon gefallen, wenn Ihr erst dort sein werdet“, sagte Kinraid, wie es Philipp vorkam, mit der Ueberlegenheit gereister Leute.

„Nein, das glaube ich nicht“, entgegnete er kurz. „Das Gefallen hat damit gar nichts zu thun.“

„Und gestern Abend wußtest Du noch nichts davon?“ fuhr Daniel nachdenklich fort. „Freilich, das Leben ist bald vorüber, aber früher, in meiner Jugend, machten die Leute ihr Testament, ehe sie nach London reisten.“

„Doch bin ich überzeugt, daß Ihr nie Euer Testament gemacht habt, ehe Ihr zur See gegangen seid“, sagte Philipp lächelnd.

„Freilich nicht, aber das ist etwas ganz Anderes; für unsereinen ist's natürlich, zur See zu gehen, aber nach London! Einmal im Leben war ich zwar dort, aber der Lärm und das Gedränge haben mich fast betäubt. Ich blieb auch nur zwei Stunden dort, obgleich unser Schiff vierzehn Tage lang in Gravesend vor Anker lag.“

Kinraid schien nun Eile zu haben, allein Philipp, von der Neugierde gequält, Näheres über ihn zu erfahren, redete ihn plötzlich an.

„Ich habe schon gehört, daß Ihr in dieser Gegend seid. Werdet Ihr lange hier bleiben?“

In Philipp's Ton, wenn auch nicht in seinen Worten, lag etwas Rauhes, sodaß Kinraid ihn erstaunt anblickte und ebenso barsch erwiderte:

„Ich gehe morgen früh fort und segle übermorgen nach der Nordsee ab.“

Er wendete sich ab und begann zu pfeifen, als ob er keine Fortsetzung des Gesprächs mit dem Fragesteller wünsche. Philipp hatte ihm übrigens nichts mehr zu sagen, da er nun alles, was er zu wissen wünschte, erfahren hatte.

„Ich möchte Sylvia Lebewohl sagen; ist sie nicht zu Hause?“ fragte er ihren Vater.

„Ich glaube, Du wirst sie nicht finden. Sie wird wahrscheinlich schon nach Yesterbarrow gegangen sein, um von dort Eier zum Ausbrüten zu holen. Ihre grau gesprenkelte Henne gluckt, und da will ihr Sylvia durchaus von dort die Eier zum Ausbrüten geben. Uebrigens ist sie vielleicht noch zu Hause. Gehe selbst hin und sieh nach.“

Also trennten sie sich, aber Philipp hatte nur wenige Schritte gemacht, als ihn sein Onkel zurückrief. Robson suchte unter alten schmuzigen Papieren herum, die er in einem alten ledernen Taschenbuch aus seinem Sack hervorgeholt hatte.

„Da fällt mir ein, Philipp, an meinem Pflug ist das Gestell und alles miteinander alt und schlecht. Man hört so viel von einer neuen Art Pflügen, und wenn Du über York gehst —“

„Ich reise nicht über York, ich gehe mit dem Schiff von Newcastle aus.“

„Newcastle — Newcastle, es kommt so ziemlich auf eins heraus. Da, mein Junge, Du kannst ja Gedrucktes leicht lesen; es ist ein Stück aus einer Zeitung herausgeschnitten; da stehen Newcastle, York, Durham und noch viele andere Städte drauf, wo man etwas über die neue Art von Pflügen erfahren kann.“

„Ich sehe schon“, sagte Philipp, „Robinson in Newcastle kann die nothwendigen Aufklärungen darüber geben.“

„Ja, ja“, sagte Robson, „Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen. Nun, wenn Du in Newcastle bist, kannst Du alles darüber erfahren. Freilich bist Du nicht viel besser als ein Weib, da Du Dich meist nur um Bänder bekümmerst; aber sie werden es Dir doch sagen, mein Junge, sie werden Dir's sagen; und schreibe Dir auf, was Du erfährst und wie hoch der Preis ist und besonders wer die Leute sind, die ihn verkaufen, und laß mich's dann wissen. Vielleicht bist Du schon morgen in Newcastle, nun, dann kann ich in einer Woche Nachricht von Dir haben oder sogar noch früher, denn das Feld ist noch sehr zurück und ich möchte gar zu gern Auskunft über die Pflüge bekommen. Ich hatte halb und halb schon im Sinne, an Brunton zu schreiben, der Molly Corney geheirathet hat, aber das Schreiben taugt mehr für den Pfarrer als für mich, und am Ende verkauft Brunton Käse und Du Bänder, also habt Ihr so ziemlich neben einander feil.“

Philipp versprach, sein Möglichstes zu thun und mit einigen Zeilen Robson Nachricht zu geben. Letzterer war mit Philipp's Bereitwilligkeit, seinen Auftrag zu vollziehen,

so zufrieden, daß er dem jungen Mann abermals den Rath gab, nachzusehen, ob nicht Sylvia noch zu Hause sei.

Des Vaters Vermuthung, daß sich das Mädchen noch nicht nach Yesterbarrow auf den Weg gemacht haben würde, war richtig. Sylvia, welche noch während der Unterhaltung ihres Vaters mit Kinraid in die Wohnstube herabgekommen war, hatte das Vorhaben, nach Yesterbarrow zu gehen, nur vorgeschützt, um ihr Bedauern zu verbergen, daß ihr Geliebter mit dem Vater fortgehen wollte, um eine von diesem erwähnte neue Art von Harpune anzusehen. Sobald die Männer das Haus wirklich verlassen hatten, blickte ihnen Sylvia heimlich nach, bis sie auf der Höhe verschwunden waren, und setzte sich dann nieder, um über das Glück, womit sie die Liebe ihres Helden Charley Kinraid erfüllte, ruhig nachdenken und sich ihren seligen Träumen überlassen zu können. Sie fürchtete sich nicht vor der Trennung während des langen Sommers, nicht vor den kalten, glänzenden Eisbergen, welche der Urania Untergang drohten, keine Vorbedeutung möglichen Unheils erfüllte ihre Seele. Er liebte sie, und das war ihr genug. Ihre Augen blickten wie verklärt in eine wenn auch noch verschleierte herrliche Zukunft. Ihre von seinem Kusse noch zitternden warmen Lippen waren eben zu einem glücklichen Lächeln halb geöffnet, als sie plötzlich durch herannahende Schritte aufgeschreckt wurde, welche ihr wohlbekannt, jetzt aber doppelt unwillkommen waren, wo sie so gern ungestört ihren Gedanken nachgehangen hätte.

„Nun, Philipp, was bringt denn Dich her?“ lautete ihr ziemlich trockener Empfang.

„Ist Dir's denn leid, mich zu sehen?" fragte Philipp vorwurfsvoll, worüber sie jedoch mit künstlicher Leichtigkeit hinwegging.

„Ja", sagte sie, „ich habe Dich die ganze Woche erwartet, weil Du gesagt hast, Du wolltest mir noch ein Stück von meinem blauen Bande bringen, wenn Du das nächste Mal kämest."

„Ach, das habe ich vergessen, Sylvia. Es ist mir ganz aus dem Sinn gekommen", sagte Philipp mit wirklichem Bedauern. „Aber ich habe so viel zu denken gehabt", fügte er reumüthig, als ob er Verzeihung erlangen wollte, hinzu. Sylvia verlangte weder seine Reue noch ihr blaues Band, und sein feierliches Wesen beunruhigte sie eher. Ihm aber entging das alles; er wußte nur, daß er von seinem geliebten Mädchen um etwas gebeten worden war, das er vernachlässigt hatte, und in seinem sehnlichen Verlangen nach ihrer Verzeihung brachte er alle möglichen Entschuldigungen vor, die ihr aber gänzlich gleichgültig waren.

Zu andern Zeiten, wenn sie von ihren eigenen Angelegenheiten weniger in Anspruch genommen, weniger von tiefem Gefühl erfüllt gewesen wäre, hätte sie ihm seine Nachlässigkeit auch nur im Scherz vorgeworfen. Heute aber faßte sie kaum den Sinn seiner Worte auf.

„Sieh, Sylvia, ich habe gar viel zu denken; recht bald werde ich Dir alles mittheilen, jetzt darf ich es noch nicht. Und wenn man viele Geschäfte hat, besonders solche, die einem von Andern anvertraut sind, so scheint man gerade das am ehesten zu vergessen, worauf man sonst den größten Werth gelegt hätte." Er hielt ein wenig inne.

Sylvia's fliegende Gedanken wurden plötzlich durch

sein Stillschweigen zurückgerufen. Sie fühlte, daß sie etwas sagen sollte, aber es fiel ihr nichts ein, als ein zweideutiges „Nun?“

„Und morgen in der Frühe reise ich nach London ab“, fügte er etwas wehmüthig hinzu, als ob er sie bewegen wollte, wenigstens äußerlich einigen Kummer über seine Reise an den Tag zu legen, deren Ziel allein schon eine längere Trennung ihr verkünden mußte.

„Nach London?“ sagte sie mit nicht geringer Ueberraschung. „Du denkst doch nicht daran, Dich dort ganz niederzulassen?“

Erstaunen, Neugier und Ueberraschung lagen in ihrem Ton, sonst nichts. Philipp's Instinkt sagte ihm das ganz deutlich, allein er suchte sich diesen seinen ersten, richtigen Eindruck mit scharfsinnigen Trugschlüssen auszureden.

„Nein, nicht um dort wohnen zu bleiben, nur um einige Zeit dort zuzubringen. In ungefähr vier Wochen werde ich wieder zurücksein.“

„Das heiße ich keine Trennung“, sagte sie etwas trotzig; „die in die grönländer See fahren, bleiben ein halbes Jahr und drüber aus“, und dabei seufzte sie tief.

Nun ging Philipp plötzlich ein Licht auf und mit veränderter Stimme fuhr er fort:

„Dem nichtsnutzigen Menschen Kinraid bin ich eben mit Deinem Vater begegnet. Der war doch nicht hier?“

Sylvia bückte sich, um einen ihr entfallenen Gegenstand aufzuheben, und stand roth wie ein Röslein wieder auf.

„Natürlich war er hier; was ist da Besonderes dran?“ Dabei blickte sie ihn fast herausfordernd an, obgleich sie innerlich, sie wußte nicht warum, zitterte.

„Besonderes? Nun, während der Abwesenheit Deiner Mutter ist es gewiß eigenthümlich; übrigens ist er zu keiner Zeit eine passende Gesellschaft für Dich."

„Der Vater und ich, wir wählen unsere eigene Gesellschaft, ohne Dich um Rath zu fragen", erwiderte Sylvia, eilig den Inhalt ihres kleinen Arbeitskästchens aufräumend.

Philipp bemerkte trotz seiner Erregung, jedoch ohne sich etwas merken zu lassen, daß sich unter den Gegenständen, welche Sylvia berührte, die Hälfte einer Silbermünze befand.

„Aber Deiner Mutter wird das nicht gefallen, Sylvia. Wie er andere Mädchen hintergangen hat, wird er auch Dich zum Narren haben, wenn Du ihm erlaubst, zu Dir zu kommen. So hat er's mit Coulson's Schwester getrieben, bis er ihr das Herz gebrochen, und seitdem hat er dasselbe Spiel noch mit mehreren Andern wiederholt."

„Ich glaube kein Wort davon", sagte Sylvia, tief erglühend vor ihm stehend.

„Ich habe noch nie in meinem Leben gelogen", entgegnete Philipp, den der Kummer über ihr Benehmen gegen ihn und ihre nicht länger zu verkennende Liebe zu seinem Nebenbuhler fast sprachlos machten.

„William Coulson hat mir's so ernst und feierlich gesagt, als ein Mann mit dem andern reden kann, und er sagte, daß Kinraid weder zum ersten noch zum letzten Mal dieses Spiel mit Mädchen getrieben habe."

„Wie kannst Du es wagen, mit Deinen verleumderischen Geschichten zu mir zu kommen?"

Philipp versuchte mit äußerster Anstrengung seine Ruhe zu bewahren und Aufklärungen zu geben.

„Deine eigene Mutter hat mir's ja aufgetragen, die wohl weiß, daß Du weder einen Bruder noch sonst Jemand hast, der für Dich sorgen könne." Dann setzte er, traurig den Kopf schüttelnd, hinzu: „Sieh, weil Du so hübsch bist, daß die Männer, gleichsam ohne es zu wollen, Dir nachlaufen müssen, hat mich Deine Mutter oft gebeten, ich solle auf Dich und Deine Bekanntschaften Acht haben und Dich warnen, wenn's nothwendig wäre."

„Meine Mutter hat Dir nie aufgetragen, mich auszuspioniren und mich zu tadeln, weil ein Bursche, den mein Vater wohl leiden kann, zu mir kommt. Und von Annie Coulson glaube ich kein Sterbenswörtchen. Ich leide es einmal nicht, daß Du mit Deinen Verleumdungen zu mir kommst. Sage es ihm nur offen ins Gesicht und höre, was er darauf zu antworten hat."

„Sylvia, Sylvia", rief der arme Philipp aus, als das beleidigte Mädchen an ihm vorbei hinauf in ihr Kämmerchen rannte und den hölzernen Riegel an ihrer Thür vorschob. Er hörte ihre raschen Schritte durch die Decke des Zimmers und blieb, verzweiflungsvoll den Kopf in die Hände gestützt, sitzen, bis schon die Dämmerung in Dunkelheit übergegangen und vom Feuer, für das Niemand mehr Sorge getragen hatte, nur noch ein grauer Aschenhaufen übrig geblieben war.

Dolly Reid war nach beendigter Arbeit heimgegangen und außer Philipp und Sylvia war Niemand im Hause. Er wußte, daß auch er heimgehen sollte, da noch viele Arbeit und mancherlei Vorkehrungen auf ihn warteten, allein es war ihm, als könnte er sich nicht von der Stelle bewegen. Endlich erhob er seine steifen Glieder, stand

schwindlig auf und stieg die Treppe hinan zu dem kleinen Vorplatz, wo die große Haferbrodkiste stand und wo er früher noch nie gewesen war. Dort athmete er einen Moment tief auf und klopfte dann an Sylvia's Thür.

„Sylvia, ich muß fortgehen; sage doch: Leb wohl!"

Nichts unterbrach die Stille.

„Sylvia!" wiederholte er etwas lauter, allein abermals keine Antwort. „Sylvia! Ich gehe auf lange Zeit, vielleicht auf immer fort." Dabei dachte er nicht ohne Bitterkeit an den Tod und ob sie wohl um ihn trauern würde. „Sage doch: Leb wohl!"

Keine Antwort. Er harrte geduldig. Kann sie vor Müdigkeit eingeschlafen sein? überlegte er dann und sagte ein letztes Mal: „Leb wohl, Sylvia, der Herr segne Dich! Es thut mir leid, wenn ich Dir wehe gethan habe."

Mit schwerem Herzen tappte er die Treppe hinunter, suchte seine Mütze und verließ das Haus.

„Nun, gewarnt habe ich sie jedenfalls", dachte er; im selben Augenblick wurde das kleine Fenster in Sylvia's Kammer geöffnet und sie rief heraus: „Leb wohl, Philipp."

Sobald die Worte gesprochen waren, wurde das Fenster wieder geschlossen. Philipp wußte, wie nutzlos sein Hierbleiben, wie nothwendig die Heimkehr sei, und dennoch blieb er einige Zeit wie im Traume stehen, als ob sein Wille die Macht verloren habe, ihn zum Gehen zu bewegen. Diese beiden Worte von Sylvia, welche zwei Stunden früher so weit unter seiner Erwartung gewesen wären, hatten jetzt Macht genug, seine Hoffnung neu zu beleben, Vorwürfe und Tadel zum Schweigen zu bringen.

„Sie ist ja fast noch ein Kind“, sagte er zu sich, „und Kinraid hat sein Spiel mit ihr getrieben, wie Männer seiner Art es thun, so oft sie mit Frauen zusammenkommen. Ich habe ihr auch zu schnell Annie Coulson's Geschichte mitgetheilt und ihren Stolz damit beleidigt; auch hätte ich ihr vielleicht nicht sagen sollen, wie sehr sich ihre Mutter um sie ängstigt. Wäre er hier geblieben, ich hätte morgen nicht abreisen können, so aber geht er auf ein halbes Jahr weg und ich will sobald als nur möglich zurückkehren. In einem halben Jahr hat er das Mädchen wieder vergessen, wenn er überhaupt je ernstlich an sie gedacht hat, aber ich — ich kann sie nie vergessen, und wenn ich achtzig Jahre alt würde. Gott vergelte es ihr, daß sie mir noch »Leb wohl, Philipp!« nachgerufen hat.“ Diese Worte wiederholte er noch oft, zärtlich ihren Ton nachahmend.

Siebentes Kapitel.

Am andern Morgen schien die Sonne so hell und freundlich als je an einem Märztage. Der trügerische Monat hielt seinen Einzug wie ein Lamm; vielleicht sollte sein Abschied rauh und stürmisch sein. Schon seit langer Zeit hatte Philipp die frische Morgenluft auf dem Lande oder am Meeresstrande nicht genossen, denn sein Beruf fesselte ihn von früh bis abends ans Gewölbe. Als er auf der nördlichen Seite des Flusses, die Quais entlang, dem Meeresufer zuschritt und der frische Seewind ihm gerade ins Antlitz strich, da konnten nur heitere und elastische Gefühle seine Seele erfüllen. Mit seinem Felleisen auf dem Rücken beabsichtigte er die ganze Strecke bis Hartlepool zu Fuß zu machen. Von dort sollte er zu Wagen noch vor Abend nach Newcastle kommen. Auf einer Strecke von sieben bis acht englischen Meilen bot der ebene Sand am Ufer einen viel angenehmern Weg als die bergige Landstraße dar. Philipp schritt in halb unbewußtem Genuß der vor ihm ausgebreiteten sonnigen Landschaft rüstig vorwärts. Oft kamen zu seiner Rechten die kleinen tanzenden Wellen bis zu seinen Füßen heran-

herangehüpft, um dann wieder lustig über die feinen Kieselsteine in die große wogende See zurückzuschnellen. Zu seiner Linken ragte eine Kette tiefzackiger Strandklippen empor, eine hinter der andern, stellenweise mit grünem Rasen bedeckt, dann in jähen Abhängen zum Meeresstrand abfallend. Die röthlichbraune Farbe des Gesteins wurde gegen den Grund zu immer tiefer und dunkler, bis sie endlich ihre warmen Schattirungen mit dem blauen Ocean vermengte. Das laute gleichförmige Geräusch der steigenden und fallenden Wellen wiegte ihn in einen träumerischen Zustand ein, dessen Gebilde durch die über die Gegend ausgegossenen Sonnenstrahlen mit neuer Hoffnung belebt wurden. So marschirte er auf dem harten ebenen Pfade ruhig und getrost die ersten Meilen seines Weges fort, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen oder nur einem lebenden Wesen zu begegnen, seit er den Haufen barfüßiger Jungen, die an den Salzwasserlachen bei Monkshaven herumplätscherten, hinter sich gelassen hatte. Die Sorgen des Alltagslebens waren ihm durch die großartige Felsenmauer, die sich hinter ihm aufthürmte, wie abgeschlossen. Mächtige Felsblöcke, die sich im Laufe der Zeiten davon abgelöst hatten, lagen zerstreut und halb im Sande vergraben umher, üppig bedeckt von den langen Fäden der olivenfarbigen Seepflanzen. An dieser Stelle drängt sich das Meer ziemlich weit landeinwärts; der gewaltige gleichmäßige Wellenschlag der Nordsee, der in weiter Ferne, an der Küste des rauhen Norwegen — in der Heimat der Seeschlangen — seinen ersten Anlauf genommen haben mochte, und der zeitweise durch die Brandung an tiefliegenden Klippen zu weißem Schaum

aufgepeitscht wurde, brach sich an dieser englischen Küste mit mächtigem, weithin ertönendem Brausen. Ueber den Wogen kreisten die weißen Seemöven, die im Stoßfluge auf und nieder schwebten und ihr glänzendes Gefieder an den Strahlen der Sonne trockneten. Die Stimmung der ganzen Landschaft war so friedlich, so beruhigend, daß sie die nur allzu begründeten Sorgen und den Kummer, welcher während der dunkeln Stunden der verflossenen Nacht auf Philipp's Herz gelastet hatten, gänzlich zerstreute.

Nun kam Philipp an die Schlucht von Haytersbank, welche in eine grüne Bucht, von dunkeln Felsen gebildet, ausmündete, wo im schützenden Gesträuch und unter den verdorrten Blättern des letzten Jahres schon die ersten Primeln blühten. Gar gern hätte Philipp ein Sträußchen davon für Sylvia gepflückt und wäre damit zum Hofe hinaufgelaufen, um es ihr als Friedenspfand zum Abschied zu bringen, doch ein Blick auf seine Uhr überzeugte ihn von der Unausführbarkeit dieses Wunsches und nöthigte ihn zu verdoppelter Eile nach Hartlepool, da es schon um eine Stunde später war, als er geglaubt hatte. In dem Moment, als er sich dieser Schlucht näherte, stürzte plötzlich ein Mann aus derselben hervor, der noch eine Strecke lang rasch über den Sand hinlief, dann, kaum zweihundert Schritte von Philipp entfernt, sich links gegen Hartlepool hinwandte und, ohne stille zu stehen oder sich umzusehen, rüstig und gleichmäßig seines Weges weiter ging. Philipp erkannte sogleich an dem schwankenden Matrosengange wie an andern Merkmalen den Harpunirer Kinraid.

Der Weg durch die haytersbanker Schlucht führte einzig und allein nur zum Hofe. Wer von der Höhe zum

Strande hinab gelangen wollte, mußte, ehe er den schmalen Fußpfad erreichte, nothwendig an Robson's Hof, ja an der Hausthür vorbei, dann die Mauer entlang gehen. Philipp hemmte seine Schritte und suchte sich im Schatten der Felsen zu verbergen. Es währte nicht lange, so wandte sich Kinraid, der auf dem sonnigen Sand dahineilte, um und blickte sehnsüchtig durch die Haytersbanker Schlucht hinauf. Philipp stand zu gleicher Zeit mit ihm still, verwandte aber kein Auge von ihm, obwohl dieser einen Gegenstand auf der Höhe mit seinen Blicken gleichsam zu verschlingen schien. Es war für ihn ja nicht nothwendig, sich durch den Augenschein zu überzeugen, nach wem des Matrosen Blicke und Gedanken gerichtet waren. Dieser nahmdann seinen Hut ab, schwenkte ihn und schien eine Stelle desselben mit besonderer Bedeutung zu berühren. Als er sich endlich wieder auf den Weg machte, rang sich ein tiefer Seufzer aus Philipp's Brust, und unwillkürlich verbarg er sich noch tiefer in dem kalten feuchten Schatten der Klippen. Jeder Schritt war nun eine schwere Aufgabe für den Armen, der so plötzlich aus seinem Himmel gerissen worden war. Um seine Gestalt noch vollkommener mit dem umgebenden Gestein zu vermengen, kletterte er noch einige Schritte weiter die Felsen hinan, bald über die ungleichen und oft zackigen Spitzen derselben strauchelnd, bald auf dem schlüpfrigen Seegras ausgleitend und dann wieder in die kleinen Lachen tretend, welche von der zurückgetretenen Flut in natürlichen Vertiefungen gebildet worden waren; doch trotz alledem hafteten seine Blicke wie gebannt an Kinraid, mit dem er fast gleichen Schritt zu halten suchte. Während

der letztvergangenen Stunde hatten Hepburn's Gesichtszüge bereits einen Anflug derjenigen Zerstörung angenommen, welche sich auf dem menschlichen Antlitz auszuprägen pflegt, wenn es zur ewigen Ruhe eingegangen ist.

Jetzt näherten sich die beiden Männer einer kleinen Bucht, etwa acht Meilen von Monkshaven entfernt, welche durch ein Flüßchen gebildet wurde, das sich von den Mooren herab zwischen einer breiten Felsenspalte ins Meer ergießt. Der geschmolzene Schnee und die vielen Quellen schwellten das Bächlein im ersten Frühjahr immer zu einem tiefen, breiten Fluß an. Es war Hepburn wohlbekannt, daß sie hier beide einen Pfad einschlagen mußten, der zu einem etwa eine Viertelmeile weit landeinwärts gelegenen schmalen Stege über den Fluß führte; wegen der zahlreich vorspringenden Felsen konnte man von Philipp's Stelle aus schneller über die Klippen zu der Brücke gelangen, als auf dem Strandpfade, den Kinraid eingeschlagen hatte und der zu dem kürzern Wege über die Klippen einen Bogen bildet. Er wußte auch, daß er auf dem Strandpfade von Jedem, der hinter ihm folgte oder auch unmittelbar vor ihm herging, wegen der vielen Wendungen des Weges leicht gesehen werden konnte; er beschloß daher, so sehr er sich auch schon verspätet hatte, sich eine Zeit lang niederzusetzen, bis Kinraid weit genug voraus sei, um nicht mehr von ihm gesehen zu werden. Als er zum letzten Felsen gelangte, hinter dem er sich, etwa sieben oder acht Fuß über dem Fluß stehend, verbergen konnte, sah er sich vorsichtig nach dem Harpunirer um, zuerst aufwärts den Fluß entlang und dann gerade unter sich. „Das ist Gottes Wille", murmelte er, „das ist Gottes Wille." Dann

bedeckte er, in seinem Verstecke zusammengekauert, das Gesicht mit beiden Händen, gleichsam als hätte er Ohren und Augen verschließen mögen, um das bevorstehende Ereigniß, dessen andeutende Zeichen er als Bewohner von Monkshaven in jenen Zeiten gar wohl verstand, weder hören noch sehen zu müssen. Kinraid hatte den größern Bogen auf dem Sande beschrieben, ehe er sich gegen die Brücke wandte. Er war schon wieder so heiter und leicht gestimmt, daß er pfeifend einherging. Als Philipp seinen Nebenbuhler so bald nach seinem Abschied von Sylvia ein lustiges Matrosenliedchen pfeifen hörte, stählte sich sein Herz gegen das kommende Unglück.

In dem Augenblicke, als Kinraid um die Ecke des Felsens bog, fielen vier Matrosen über ihn her und suchten ihn zu knebeln.

„Im Namen des Königs!" schrieen sie ihn mit rohem Siegesjubel an.

Ihr Boot lag kaum zwanzig bis dreißig Schritte weit entfernt vor Anker; sie waren von einem Begleitungsschiff der Fregatte abgesandt, die vor Hartlepool lag, um frisches Wasser zu fassen. Das Begleitungsschiff selbst war nur durch die hervorspringenden Klippen verborgen.

Sie wußten, daß die Fischersleute längs dieses Flüßchens zu ihren Netzen am Strande zu gehen pflegten, allein einen Preis wie diesen rüstigen, starken und augenscheinlich vorzüglichen Matrosen hatten sie nicht davon zu tragen gehofft; ihre Anstrengungen, sich seiner zu bemächtigen, waren daher im richtigen Verhältniß zu der werthvollen Beute, welche sie sich versprachen.

Obgleich Kinraid so unerwartet und von so überlegener

Anzahl angegriffen wurde, verlor er doch die Geistesgegenwart nicht, entriß sich ihren Händen und schrie:

„Fort, ich bin ein verbriefter Walfischfänger. Ich berufe mich auf meinen Schutzbrief. Ich kann meine Papiere vorzeigen. Ich bin gedungener Harpunirer auf dem Walfischfänger Urania, Kapitän Donkin, im Hafen von Nord-Shields."

Als verbrieften Walfischfänger hatte allerdings der Preßgang kein legales Recht, ihn abzufangen, außer wenn er auf sein Schiff zur contractmäßig festgesetzten Zeit zurückzukehren versäumt hätte. Doch welch einen Schutz gewährten ihm seine hastig aus dem Busen gezogenen Papiere? Von welchem Nutzen waren überhaupt Gesetze in jenen Tagen, wo die Verbindung mit den Mächtigen, die Schutz gewähren konnten, so langsam waren, und noch dazu in einer Zeit, wo der panische Schrecken vor einem feindlichen Einfall sich der ganzen Bevölkerung bemächtigt hatte?

„Hol der Henker Deinen Schutzbrief!" rief der Anführer des Preßgangs. „Komm nur in den Dienst Seiner Majestät, das ist besser, als Walfische zu fangen."

„Glaubt Ihr?" sagte der Harpunirer, indem er eine Handbewegung machte, welche der schnellsichtige Matrose sogleich bemerkte und ganz richtig auffaßte.

„So, das willst Du? Pack ihn fest, Jack, nimm Dich aber vor dem Jagdmesser in Acht."

In einem Augenblick ward Kinraid seines Jagdmessers beraubt, und es kam zu einem Faustkampf, dessen Ausgang bei der Ueberlegenheit seiner Gegner leicht vorauszusehen war. Allein Kinraid machte verzweifelte Anstrengungen,

um sich zu befreien, er verschwendete keinen Athemzug auf Worte, focht aber nach Ausspruch der Leute wie ein wahrer Teufel.

Hepburn hörte deutlich das tiefe Athemholen, die gewaltigen Schläge, das Ringen und Fallen der Kämpfenden und die halbunterdrückten Flüche der Männer, welche ihre Beute leichter zu bewältigen gehofft hatten; dazwischen hinein ertönte der Nothschrei eines Verwundeten — daß es nicht Kinraid sei, wußte Philipp, denn dieser würde in jenem Augenblick jeden Schmerz lautlos ertragen haben — dann abermaliges Ringen, Fluchen und wüthendes Kämpfen, dem plötzlich eine eigenthümliche Stille folgte. Hepburn schauderte zusammen. War sein Nebenbuhler todt? Hatte er die schöne Welt schon verlassen, sein Leben und seine Liebe verlieren müssen? Während eines Augenblicks fühlte sich Philipp für seinen Tod fast verantwortlich; er sagte sich, daß er seinen Tod nie gewünscht habe, und dennoch war er während des Kampfes ferngeblieben und hatte nichts zu seiner Rettung gethan, solange es noch Zeit war. Diese Ungewißheit war für Philipp unerträglich; verstohlen blickte er um die Ecke des Felsens, hinter dem er sich verborgen hielt, hervor, und da konnte er deutlich sehen, daß Kinraid, der vor Erschöpfung nicht mehr sprechen konnte, bereits überwältigt war, und daß die Andern eben im Begriffe standen, ihn an Händen und Füßen gebunden zu ihrem Boote fortzutragen.

Kinraid lag bewegungslos da und ließ sich ohne den geringsten Widerstand fortziehen. Seine anfangs durch den Kampf geröthete Gesichtsfarbe war verschwunden, seine Züge waren todtenbleich und seine Lippen fest ge-

schlossen, als würde es ihm größere Anstrengung kosten, leblos und steif unter den Händen seiner Gegner zu bleiben, als nochmals seine ganze Kraft im Kampfe mit ihnen aufzubieten. Nur an seinen Augen konnte man erkennen, daß er sich der Dinge, die um ihn her vorgingen, wohl bewußt war. Mit der scheuen Achtsamkeit einer gefangenen wilden Katze suchten seine durch die Verzweiflung geschärften Sinne die Möglichkeit einer Flucht auszuspähen. Doch Hülfe war für ihn ebenso unwahrscheinlich als für Jemand, der den letzten Todeskampf kämpft.

Ohne den Kopf zu bewegen, erfaßte und erkannte Kinraid alles, während er auf dem Boden des Bootes lag. Neben ihm saß ein Matrose, der durch einen seiner Schläge verwundet worden war. Der Mann stützte wimmernd den Kopf in die Hände und suchte sich nur von Zeit zu Zeit durch einen Fußtritt an dem wehrlosen Harpunirer zu rächen, bis endlich selbst seine Kameraden mit ihrem Schimpfen und Fluchen über die harte Arbeit, die ihnen Kinraid verursacht hatte, inne hielten und, empört über die Roheit ihres Genossen, diesen darüber zur Rede stellten. Allein Kinraid gab weder einen Laut von sich, noch suchte er den Mißhandlungen auszuweichen. Einer von den Siegern wagte es sogar, in roher, übermüthiger Weise die wahrscheinliche Ursache seines heftigen, hoffnungslosen Widerstandes zu verhöhnen; doch er hätte noch viel frechere Dinge sagen und die Fußtritte hätten noch weit derber sein können, Kinraid hörte und kümmerte sich um nichts. Seine Seele rang mühsam mit dem unabänderlichen Geschicke, dem er erliegen sollte, und

in einem kurzen schrecklichen Momente umfaßte er Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Während ihm diese Gedanken fast den Todesstoß gaben, forschte er noch einmal halb unbewußt nach Hülfe umher, und indem er den Kopf nur ein wenig in der Richtung von Haytersbank umwandte, wo Sylvia jetzt emsig, wenngleich traurig ihre einfachen häuslichen Arbeiten verrichten mochte, erblickte sein scharfes Auge plötzlich Hepburn's mehr noch durch die Aufregung als durch die Furcht gebleichten Gesichtszüge, mit denen dieser den Kampf und die Gefangennehmung seines Nebenbuhlers aus seinem Verstecke hinter dem Felsen unverwandt verfolgt hatte.

„Hierher, Junge", schrie der Harpunirer, sobald er Philipp's ansichtig wurde, wobei er seinen Körper mit solcher Kraft zu heben und zu winden wußte, daß die Matrosen abermals ihre Arbeit am Boote verließen, um ihn noch einmal niederzuhalten, gleichsam als fürchteten sie, er könnte das dicke Seil, das ihn knebelte, wie grünen Flachs zerreißen. Allein daran dachte der Gefangene nicht. Ihn erfüllte nur der mächtige Wunsch, Hepburn herbeizurufen, um Sylvia durch ihn eine sichere Nachricht vom Vorgefallenen zu schicken. „Hierher, Hepburn", schrie er und sank vor Schwäche und Erschöpfung wieder zurück, sodaß schon das Mitgefühl der Matrosen zu erwachen begann.

„Komm herunter, Du Horcher, und fürchte Dich nicht", riefen sie.

„Ich fürchte mich nicht", sagte Philipp. „Ich bin kein Matrose, den Ihr pressen könntet, auch habt Ihr kein Recht, den Mann da zu nehmen, er ist Harpunirer auf

einem geschützten Grönlandfahrer, das weiß ich und kann Zeugniß darüber ablegen."

„Hol der Teufel Dich und Dein Zeugniß! Komm herunter und höre, was der Mann da, der bisher auf einem schmuzigen Walfischfänger fuhr und jetzt im Dienste Seiner Majestät steht, Dir zu sagen hat. Wahrscheinlich", fuhr der Sprecher fort, „will er seinem Schatz sagen lassen, daß er zu ihm an Bord kommen und mit ihm dienen solle, wie Billy Taylor's Mädchen."

Philipp kam langsam herbei, nicht sowohl aus Trägheit, sondern weil er nicht wußte, was er für den Mann thun oder sagen sollte, den er zugleich haßte und fürchtete, in diesem Augenblick aber, wenn auch widerstrebend, bewundern mußte. Kinraid seufzte vor Ungeduld, Jemand, der ungehemmt und frei in seinen Bewegungen war, so langsam und bedächtig daherkommen zu sehen.

„So mache doch vorwärts", riefen die Matrosen, „oder wir nehmen Dich an Bord und lassen Dich ein paarmal am Hauptmast auf- und abklettern; das Leben an Bord macht die trägste Landratte lebendig."

„Nehmt ihn und laßt mich gehen", sagte Kinraid grimmig. „Ich habe mein Geschäft schon gelernt, aber der hat augenscheinlich noch in die Lehre zu gehen."

„Seine Majestät ist kein Schulmeister der Schüler, wohl aber ein braver Kapitän, der Leute braucht", sagte der Anführer des Preßgangs, der nichtsdestoweniger Philipp einer Prüfung unterzog und bei sich überlegte, ob er mit nur zwei tauglichen Leuten auch noch diesen Fang wagen könne. „Es wäre schon möglich", dachte er, „obgleich dieser gefährliche Gefangene zu bewachen und das

Boot zu lenken ist"; allein als er Philipp's Gestalt näher betrachtete, kam er sogleich zur Ueberzeugung, daß der lange Mensch mit dem gebogenen Rücken nicht zum Matrosen bestimmt sei, und daß er schlechten Dank ernten würde, wenn er durch diesen Fang den möglichen Verlust des Andern ersetzen wollte. Uebrigens wäre Philipp durch seine Eigenschaft als Landbewohner ebenso wenig als Kinraid durch die erfolglose Berufung auf seine Papiere geschützt gewesen.

„Der Kerl da würde noch lange nicht seinen Grog werth sein, hol ihn der Teufel!" sagte er, Philipp bei der Schulter ergreifend und vorwärts stoßend. Bei diesem unfreiwilligen Vorwärtsrollen strauchelte Philipp mit dem Fuße über einen Gegenstand, den er bald als Kinraid's während des vorhergegangenen Kampfes verlorenen Hut erkannte. In das Band des niedrigen Matrosenhutes war eine kleine Schleife von demselben Band geschlungen, das Philipp einst mit so frohen Hoffnungen ausgewählt hatte, um es Sylvia für die Gesellschaft bei Corneys am Neujahrsabend zu geben. Er kannte jeden Faden, welcher die zarte Heckenrosenzeichnung darauf bildete, und das Gefühl des Hasses gegen Kinraid zog sein Herz krampfhaft zusammen. Noch vor einer Minute fast bereit, den vor seinen Augen abgefangenen Mann zu bemitleiden, verabscheute er ihn jetzt.

Kinraid blieb während einiger Augenblicke stumm. Die Matrosen, welchen er schon zu gefallen begann, konnten die Botschaft kaum erwarten, welche er, wie sie glaubten, seinem Schatze zu schicken habe. Dies war auch Hepburn, dessen Sinne durch die leidenschaftliche Erregung seiner

Seele geschärft waren, nicht entgangen, und seine Wuth gegen Kinraid steigerte sich um so mehr, als er befürchtete, Sylvia werde zum Gegenstand unanständiger Scherze gemacht werden. Dem Harpunirer aber war es vollkommen gleichgültig, was Andere von dem Mädchen denken oder sagen mochten; er sah sie noch immer mit geschlossenen Augenlidern an der Schlucht von Haytersbank stehen und ihm mit Händen und Tuch ein leidenschaftliches Lebewohl zuwinken.

„Was wollt Ihr von mir?" sagte Hepburn endlich in düsterem, mißmuthigem Tone. Er hätte gern Kinraid's erste Worte abgewartet, allein er konnte die Winke, Zeichen und Scherze der Matrosen nicht länger ertragen.

„Sagt Sylvia" —

„Das ist ein schöner Name für einen Schatz", rief einer der Schiffsleute aus, Kinraid aber fuhr fort:

„Was Ihr gesehen habt; wie ich von diesem verfluchten Preßgang abgefangen worden bin."

„Nur fein höflich, Kamerad, seid so gut. Sylvia kann das Fluchen und Schwören nicht ausstehen, das weiß ich wohl. Wir dienen Seiner Majestät an Bord der Alceste, und dem hübschen jungen Kerl da wollen wir dort zu mehr Ehre und Ansehen verhelfen, als er je mit seinen Walfischen gekriegt hätte. Sage das Sylvia mit einem schönen Gruß von mir, einem schönen Gruß von Jack Carter, wenn ihr an meinem Namen etwas gelegen sein sollte."

Der eine der Matrosen lachte über diesen groben Scherz, der andere aber hieß Carter still sein. Kinraid hörte ihn kaum, denn in Folge der schweren Schläge, die

er bekommen, des betäubenden Falls und der trotzigen Selbstbeherrschung, die er zu Anfang geübt hatte, fing sein Bewußtsein zu schwinden an.

Philipp sprach kein Wort und machte keine Bewegung.

„Sagt Ihr", fuhr Kinraid fort, sich zu neuer Anstrengung ermannend, „was Ihr gesehen habt. Sagt Ihr, daß ich zu ihr zurückkehren werde. Sie solle den heiligen Schwur nicht vergessen, den wir heute früh uns gegenseitig geleistet haben; sie ist so gut mein Weib, als wenn wir in der Kirche getraut worden wären, und ehe viel Zeit um ist, komme ich zurück, sie zu heirathen."

Philipp murmelte einige undeutliche Worte.

„Hurrah!" rief Carter, „und ich will Brautführer sein. Sage ihr auch, daß ich ein Auge auf ihren Schatz haben werde und ihn nicht andern Mädchen nachlaufen lassen will."

„Da werdet Ihr genug Arbeit haben", murmelte Philipp, zu erhöhtem Zorn bei dem Gedanken entbrannt, daß unter allen Menschen gerade er auserlesen sein sollte, Sylvia solch eine Botschaft von Kinraid zu überbringen.

„So hört doch endlich mit Eurem verfluchten Geschwätz auf", sagte der Mann, welcher von Kinraid verwundet worden war und bis jetzt still abseits gesessen hatte.

Philipp wandte sich zum Fortgehen. Kinraid erhob sich noch einmal und rief ihm nach:

„Hepburn, Hepburn, sagt ihr —" Philipp aber hörte nichts mehr, denn die Worte gingen im Geräusch der regelmäßigen Ruderschläge und in den durch die Schlucht herabbrausenden Windstößen gänzlich verloren. Er war sich

noch bewußt, daß er in dem Momente, als Carter die unschickliche Anspielung auf die Möglichkeit, Kinraid könnte andern Mädchen nachlaufen, gemacht hatte, dem letztern erwidert habe, er werde Sylvia seine Botschaft überbringen; denn gerade in jenem Augenblicke hatte Kinraid's bejammernswerther Zustand und der schroffe Gegensatz zwischen dem, was er noch vor wenigen Stunden gewesen, und der Verbannung, die seiner harrte, besänftigend auf ihn eingewirkt und, man könnte fast sagen, sein Mitleid angeregt, weil er ja wußte, wie oft es in jenen Tagen vorkam, daß ein gepreßter Matrose jahrelang in einer fremden Station dahinsiechen mußte, weit von den Seinen entfernt, welche die ganze Zeit über nichts von seinem grausamen Schicksal zu erfahren im Stande waren.

Sobald Hepburn allein war, suchte er sich auf das, was er selbst gesagt hatte, genauer zu besinnen und sich vor allem darüber klar zu werden, ob er Kinraid wirklich das Versprechen gegeben habe, seine letzten leidenschaftlichen Worte an Sylvia zu überbringen. Daß er damals, als Carter seine losen Späße gemacht, ziemlich leise gesprochen oder mehr gemurmelt hatte, wußte er wohl, allein er bezweifelte sehr, ob Kinraid seine Worte auch verstanden habe. Da erhob sich in seinem Innern jenes fürchterliche Wesen, was tief im Herzen auf der Menschen Schwäche lauert, und flüsterte ihm zu: „Er hat es nicht gehört, um so besser; ein gegebenes Wort bindet nur, wenn es auch angenommen wurde.“

Einer plötzlichen Regung folgend, wandte er sich, obwohl er die Brücke schon längst überschritten, noch einmal dem Strande zu, setzte sich dort hart am Ufer auf dem

feinen weichen Rasen nieder, der den Rand der Klippen bedeckte, und ließ, das Gesicht auf die Hände gestützt, seine Blicke über den weiten blauen Ocean hinschweifen, wo die Strahlen der Sonne in den kräuselnden Wellen lange silberne Fäden zogen. Noch immer war das Boot sichtbar, das in gleichmäßiger Bewegung sich still dem auf der offenen See liegenden Begleitungsschiffe näherte. Solange nicht das Boot seine unmittelbare Bestimmung erreicht hatte, konnte sich Hepburn eines unsichern Gefühles wie in einem schweren Traum nicht erwehren. Nicht ohne Anstrengung konnte er vier kleine Gestalten emsig rudern sehen, während eine fünfte das Steuer lenkte. Allein er wußte auch, daß ein Sechster ungesehen, gebunden und hülflos auf dem Boden des Bootes lag, und in rastlosem Gedankenspiel sah er diesen Mann sich plötzlich wieder erheben, seine Fesseln durchbrechen, die Andern überwinden und siegreich zurückkehren. Philipp's Schuld war es nicht, daß das Boot davoneilte, daß es nun neben dem Schiffe auf den Wellen tanzte und dann seiner Mannschaft entledigt, an seinen Platz emporgezogen wurde. Gewiß, seine Schuld war es nicht. Und dennoch bedurfte er längerer Zeit, ehe er die Ueberzeugung gewinnen konnte, daß das Ereigniß, dessen Zeuge er so eben gewesen war, nicht eine Folge seines heißen Gebetes sei, womit er vor einer Stunde noch, als er mühsam hinter Kinraid über die Felsen geklettert war, in fieberhaft tollen Wünschen die Befreiung von seinem Nebenbuhler erfleht hatte.

„Jedenfalls", dachte er beim Aufstehen, „ist mein Gebet erhört. Gott sei gedankt!"

Noch einmal blickte er nach dem Schiffe hinaus. Es steuerte mit seinen schönen großen ausgespannten Segeln auf dem glänzenden Pfade der untergehenden Sonne dahin. Dies erinnerte ihn auch, daß er sich länger, als gut war, aufgehalten und sehr verspätet hatte. Er schüttelte seine erstarrten Glieder, nahm das Felleisen auf den Rücken und war entschlossen, Hartlepool so schnell als möglich zu erreichen.

Achtes Kapitel.

Philipp hatte den Wagen, den er zu benutzen gehofft hatte, wirklich versäumt. Allein ein zweiter, welcher des Abends abfuhr, erreichte Newcastle am andern Vormittag, sodaß er durch eine Nachtwache die verlorene Zeit wieder einholen konnte. Bei seiner Unruhe und gedrückten Stimmung war es ihm nicht möglich, länger in Hartlepool zu verweilen, als eben nöthig war, um in dem Wirthshause, von welchem der Wagen abfahren sollte, etwas Nahrung zu sich zu nehmen. Er erkundigte sich nach dem Namen der Städte, durch welche dieser kommen, und der Wirthshäuser, vor denen er anhalten würde, ging voraus und hinterließ den Auftrag, daß der Kutscher sich nach ihm umsehen und ihn an einem dieser Orte aufnehmen solle. Bis dies jedoch geschah, war er schon so erschöpft und müde, daß er im Wagen keinen Schlaf mehr finden konnte. Sobald er Newcastle erreichte, nahm er sich einen Platz auf dem nächsten nach London segelnden Schiffe und ging dann zu Robinson, um alle nur möglichen Erkundigungen über den Pflug einzuziehen, nach dem sein Onkel so angelegentlich gefragt hatte.

Es war schon ziemlich spät am Nachmittag, ja fast Abend, als er in dem kleinen Wirthshause am Quai, wo er zu schlafen beabsichtigte, anlangte. Es war dies eigentlich nur eine Kneipe untergeordneten Ranges, hauptsächlich von Matrosen besucht, welche ihm von Daniel Robson empfohlen worden war. Man fand aber reinliche und gute Hausmannskost und Wirthsleute, die in ihrer Art achtbar und ordentlich waren. Hepburn fühlte sich durch das Aeußere der Matrosen, die am Schenktisch tranken, abgestoßen und erkundigte sich leise nach einem andern Zimmer. Die Wirthin starrte ihn jedoch erstaunt an und schüttelte statt aller Antwort mit dem Kopfe. Er setzte sich daher an einen andern Tisch, etwas weiter von dem prasselnden Feuer weg, das an jenem kalten Märzabende die Hauptanziehungskraft bildete, und verlangte dann dort zu essen und zu trinken.

Da er die Wahrnehmung machte, daß ihn die übrigen Männer freundschaftlich ansahen, als hätten sie gleichsam Lust, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, so begehrte er Tinte und Feder, um ihre etwaige Absicht durch seine Beschäftigung zu vereiteln. Nachdem man ihm Papier, eine neue Feder und dicke, noch ungebrauchte Tinte gebracht hatte, besann er sich noch lange, ehe er zu schreiben anfing, und erst nach einiger Zeit setzte er langsam die Worte hin:

„Lieber und geehrter Onkel!“

Nun folgte abermals eine Pause, weil man sein Abendessen brachte, das er hastig verschlang, wobei er jedoch während des Essens von Zeit zu Zeit die wenigen schon geschriebenen Buchstaben wieder ausbesserte. Nachdem er

noch ein Glas Bier getrunken, fing er wieder zu schreiben an, was jetzt schon fließender ging, weil er die Beschreibung des besichtigten Pfluges machte. Dann kam abermals ein langer Stillstand, während dessen er überlegte, was er wohl über Kinraid sagen solle. Er dachte einen Augenblick daran, an Sylvia selbst zu schreiben und ihr das Abenteuer mitzutheilen. Aber wie und was? Würde sie die letzten Worte ihres Geliebten nicht wie Goldkörner aufbewahren, während sie doch nach seiner Meinung leichter als Spreu waren? Solche Worte pflegten Leute von des Harpunirers Gattung als landläufige Münze zu gebrauchen, um einfältige Weiber zu bethören. Daß der Harpunirer seine Treue auch durch die That beweisen werde, war nach Philipp's Meinung eben nicht sehr wahrscheinlich. Oder sollte er Kinraid's Gefangennehmung einfach nur als Thatsache in seinem Brief an Robson erwähnen? Das wäre wohl das Natürlichste gewesen, da Philipp sich erinnern mußte, noch vor kurzem die beiden Männer zusammen gesehen zu haben.

Wohl zwanzigmal setzte er die Feder aufs Papier, um das unglückliche Ereigniß mit Kinraid kurz zu berichten, aber ebenso oft hielt er wieder bei dem Gedanken inne, daß das erste Wort unwiderruflich sei. Während er so mit der Feder in der Hand dasaß und kühn genug war, sich einerseits über sein Gewissen hinauszusetzen nnd andererseits in seinen Gedanken dem Gange der Ereignisse vorzugreifen, drangen plötzlich einige abgerissene Worte aus dem Gespräch der Matrosen, die am andern Ende des Zimmers saßen, an sein Ohr und nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie sprachen von demselben Kinraid,

mit dem sich Philipp so lebhaft beschäftigte, und unterhielten sich in ihrer rauhen, sorglosen Weise über den Harpunirer, zollten dabei seinen Eigenschaften als Matrose und Harpunirer eine gewisse Bewunderung und kamen dann in scherzhafter Weise auch auf die Gunst beim weiblichen Geschlecht zu sprechen, deren sich Kinraid so allgemein erfreute, wobei auch einige Mädchennamen in Verbindung mit dem seinigen genannt wurden.

Hepburn reihte, vor innerem Gram erbleichend, dieser Liste noch die Namen Annie Coulson und Sylvia Robson an. Lange nachdem die Matrosen von Kinraid zu reden aufgehört, ihre Zeche bezahlt und sich entfernt hatten, saß Philipp noch in derselben Stellung in düstern Gedanken versunken da. Die Wirthsleute machten ihre Vorbereitungen zum Schlafengehen, ohne daß sich jedoch der stille Gast um ihre stummen Zeichen bekümmerte. Endlich redete ihn der Wirth an. Philipp fuhr empor, faßte mühsam seine Gedanken zusammen und schickte sich an, gleich den Uebrigen zu Bett zu gehen. Vorerst adressirte und unterschrieb er jedoch den Brief an seinen Onkel, den er für den Fall, daß ihm ein plötzliches Gefühl vielleicht eine Nachschrift eingeben würde, noch offen ließ. Der Wirth belehrte ihn, daß der Brief in der Frühe aufgegeben werden müsse, falls er in der Richtung nach Süden abgehen sollte, denn die Postwagen verließen Newcastle nur jeden zweiten Tag in dieser Richtung.

Die ganze Nacht warf sich Hepburn in leidenschaftlicher Aufregung und von bittern Erinnerungen gepeinigt auf seinem Lager hin und her; erst gegen Morgen verfiel er in einen tiefen, schweren Schlaf, aus dem er durch ein

hastiges Klopfen an seiner Thür geweckt wurde. Es war schon heller Tag und er gewahrte mit Schrecken, daß er es verschlafen habe. Das Schiff segelte mit der Morgenflut ab und man kam schon, ihn an Bord zu rufen. Rasch kleidete er sich an, siegelte seinen Brief und lief damit zur nächsten Post. Ohne das Frühstück, das er bestellt und auch schon bezahlt hatte, zu berühren, schiffte er sich ein. An Bord angelangt, fühlte er jene Erleichterung, welche unentschiedene Naturen oder alle diejenigen, welche mit ihren Pflichten getändelt haben, zu empfinden pflegen, wenn sie plötzlich durch äußere Umstände der Nothwendigkeit enthoben werden, irgend einen bestimmten Entschluß zu fassen, oder wenn sie die Verantwortung ihrer Handlung auf zufällige Ereignisse zurückführen können.

Jetzt segelte Philipp aus der Mündung des Tyneflusses in die offene See hinaus. In einer Woche erst sollte das Schiff in London eintreffen, selbst im Falle einer directen Fahrt, die jedoch wenig Wahrscheinlichkeit für sich hatte, da das Schiff einer immerhin möglichen gewaltsamen Beschlagnahme seiner Mannschaft zu entgehen suchen mußte. Nach vielen geschickten Wendungen und nicht ohne einige kleine Abenteuer gelangte Philipp am vierzehnten Tage nach seiner Abreise von Monkshaven endlich nach London, wo er bald glücklich untergebracht und in der Lage war, ernstlich mit der Ausführung seines schwierigen Auftrags zu beginnen.

Er fühlte sich zwar der Aufgabe, eine verworrene Angelegenheit erfolgreich abzuwickeln und den Werth der auf diese Weise erlangten Thatsachen geschäftsmäßig zu beurtheilen, vollkommen gewachsen; dennoch war

er schon auf der Reise zu dem weisen Entschluß gelangt, alle Erkundigungen, welche er über Dickinson einziehen, und jeden Schritt, den er in dieser Sache thun würde, seinen Principalen auf das genaueste brieflich anzuzeigen. Scheinbar war also seine geistige Thätigkeit sowohl innerhalb als außerhalb des Hauses von der Besorgung der ihm gewordenen Aufträge vollkommen in Anspruch genommen. Allein zu gewissen Zeiten konnte er sich den peinlichen Genuß, über seine eigenen Erlebnisse nachzudenken, nicht versagen. Wenn er auf seinem Lager einen unruhigen Schlummer erwartete, oder wenn er das Ziel irgend eines weiten Ganges schon im voraus bestimmt hatte, konnte er sich ungestört seinen Erinnerungen überlassen, aus welchen er nur zu oft in tiefe Betrübniß versank, selten aber bis zu einer schwachen Hoffnung sich emporzuschwingen vermochte.

In jenen Tagen wurde sein Briefwechsel mit Monkshaven und über dortige Neuigkeiten durch das hohe Briefporto auf das äußerste beschränkt. Als er jedoch die peinliche Ungewißheit über den Verlauf der Dinge in Haytersbank nicht länger ertragen konnte, schnitt er eines Tages in dem Speisehause, wo er zu essen pflegte, eine Ankündigung über eine neue Gattung von Pflügen aus einer Zeitung heraus und benutzte am folgenden Tage die frühe Morgenstunde zu einem Gang nach der Niederlage, wo diese Pflüge verkauft wurden.

Abends schrieb er dann einen zweiten Brief an Daniel Robson mit einer umständlichen Schilderung all der Vorzüge, welche die neuen Geräthe, die er an jenem Tage besichtigt hatte, besaßen. Mit wundem Herzen und

zitternder Hand fügte er zum Schluß die Bitte bei, Frau Robson und Sylvia seiner Hochachtung zu versichern; gern hätte er seinen Gefühlen einen wärmern Ausdruck geliehen, doch gerade dieser Ursache war es zuzuschreiben, daß diese Stelle seines Briefes eher kalt und förmlich wurde und daher den gewöhnlichen Zweck solcher Höflichkeitsformen nicht erreichte. Als der Brief aufgegeben war, versuchte sich Hepburn die Absicht klar zu machen, die ihn beim Schreiben desselben geleitet hatte. Er wußte zwar, daß Daniel Robson nur in unergründlichen Hieroglyphen zu schreiben vermochte und daß er diese Zeichen überhaupt nur selten und gewiß nie zum Briefschreiben verwendete; jedoch sehnte er sich so sehr nach irgend einer Nachricht von Sylvia, ja nur nach dem Anblicke eines Blättchen Papiers, das auch sie gesehen und vielleicht berührt hatte, daß er gern die Mühe, welche er sich wegen des Pfluges gegeben hatte, und das theure Briefporto — er hatte sogar den Brief frankirt, um dessen Annahme in dem sparsamen Haushalt in Haytersbank zu sichern — daran setzte, um nur eine schwache Hoffnung zu erlangen, daß sein Onkel, durch die ihm gemachten Mittheilungen lebhaft angeregt, sich zum Antworten entschließen oder wenigstens einen Freund beauftragen werde, in seinem Namen zu schreiben. Selbst in diesem Falle hoffte Philipp auf eine Erwähnung von Sylvia's Namen oder vielleicht gar auf einen Gruß von ihr.

Doch die Post blieb stumm und brachte keine Nachricht von Daniel Robson. Philipp erhielt zwar von seinen Principalen häufig Geschäftsbriefe, und wäre der Familie seines Onkels irgend ein Leid zugestoßen, so war Philipp

vollkommen überzeugt, daß es die Gebrüder Foster, denen seine engen Freundschafts- und Verwandtschaftsbande mit dieser Familie wohl bekannt waren, sicher erwähnt hätten. Gewöhnlich schlossen sie ihre steifen und förmlichen Briefe mit einer ebenso förmlichen Aufzählung der Tagesereignisse von Monkshaven, allein nie wurde der Name Robson auch nur genannt. An und für sich freute sich Philipp dessen, doch ward dadurch seine ungeduldige Neugierde nicht im geringsten befriedigt.

Er hatte keiner menschlichen Seele seine Neigung zu seiner Cousine anvertraut, das Bedürfniß zur Mittheilung lag eben nicht in seinem Charakter, allein es regte sich jetzt oft der Wunsch in ihm, daß Coulson seine gegenwärtige vertrauliche Sendung nicht als eine persönliche Hintansetzung aufgenommen hätte, denn dann würde er an ihn geschrieben und ihn gebeten haben, nach dem Hof zu gehen und ihm Nachricht von den Robsons zu geben.

Während dieser ganzen Zeit hatte Philipp die ihm übertragenen Geschäfte mit großem Geschicke zu leiten gewußt, und es war ihm sogar gelungen, die Grundlagen zur Vergrößerung des Geschäfts in Monkshaven in verschiedenen Richtungen anzubahnen. Von Natur aus ernst, ruhig und wortkarg, machte er auf diejenigen, mit denen er in Berührung kam, den Eindruck, als wäre er an Jahren und an Erfahrung weiter voraus, als dies wirklich der Fall war. Die Mehrzahl derer, welche ihn in London sahen, waren überzeugt, daß er ausschließlich nur mit Gelderwerb beschäftigt sei. Und dennoch hätte er gern all sein Vermögen für einen einzigen Brief von seinem Onkel mit Nachrichten von Sylvia hingegeben. Denn im

Widerspruch mit seiner eigenen Ueberzeugung hoffte er noch immer auf einen Brief von Robson.

Wie oft erschöpfen wir uns nicht in Beweisgründen, daß wir die Erfüllung unserer Hoffnungen eigentlich nie hätten erwarten sollen? Und am Ende unserer Beweisführung angelangt, bemerken wir erst, daß wir uns die Mühe derselben ganz hätten ersparen können, da unsere Wünsche dennoch wie zuvor den Frieden unserer Seele beeinträchtigen. Alle Erfolge, die Philipp in London erreicht, und das Glück, das er in seinen geschäftlichen Verbindungen gehabt hatte, waren für ihn ohne Werth und Freude, da er so lange jede Nachricht von Sylvia entbehren mußte.

Zwar enthielt seine Brieftasche ein Schreiben der Gebrüder Foster, worin sie ihm in einfachen Worten ihren innigen Dank für seine so ersprießliche Dienstleistung in London aussprachen. Zu einer andern Zeit oder überhaupt unter andern Verhältnissen würde sich der junge Mann mit berechtigtem Stolze daran erinnert haben, daß er sich ohne einen Heller eigenen Vermögens, rein nur durch Fleiß, Ehrlichkeit und treue Achtsamkeit auf die Interessen seiner Principale die Aussicht, einst ihr Nachfolger zu werden, und jetzt schon die Stelle ihres vertrauten Freundes erworben habe.

Als sich das auf der Heimkehr begriffene Schiff dem Lande näherte, spähten Hepburn's sehnsüchtige Blicke an dem fernen Horizont nach den weichen grauen Umrissen der wohlbekannten Klippen und der Abtei von Monkshaven, als ob die Masse lebloser Steine ihm Nachricht von Sylvia hätte geben können.

Bald nach seiner Landung in Shields begegnete er

auf der Straße einem ihm bekannten Nachbar der Robsons. Wie ein berühmter Reisender nach langer Abwesenheit bewillkommt wird, so empfing ihn dieser brave Mann mit herzlichem Händedruck und wiederholten Glückwünschen, auch lud er ihn zum Trinken ein.

Philipp wurde von einem unerklärlichen Gefühl abgehalten, die Familie zu nennen, welche doch im Grunde das Bindemittel zwischen ihm und dem ehrlichen Pachter bildete. Konnte er sich doch selbst kaum Rechenschaft darüber geben, warum es ihm so unerträglich schien, ihren Namen zuerst auf offener Straße und in dem lärmenden Wirthshause zu hören. So kam es, daß ihm die Kunde, nach welcher er sich so schmerzlich gesehnt hatte, dennoch vorenthalten blieb und daß er seit seiner Abreise nichts mehr von der Familie Robson hörte.

Seine erste Aufgabe nach seiner Rückkehr nach Monkshaven bestand natürlich darin, seinen Principalen einen langen mündlichen Bericht über sein ganzes Vorgehen in London zu erstatten. Obgleich die Gebrüder Foster durch seine Briefe von allem schon genaue Kenntniß hatten, konnten sie dennoch nicht satt werden, sich nach den geringsten Einzelheiten seiner Erlebnisse zu erkundigen.

Selbst als er endlich von den Brüdern entlassen war, konnte er sich nicht entschließen, auf den Hof nach Haytersbank zu gehen. Die späte Abendstunde konnte ihn nicht abhalten, denn an einem Maiabend pflegten selbst die Leute auf dem Lande bis acht oder neun Uhr aufzubleiben. Waren vielleicht seine staubigen Reisekleider die Ursache seines Zögerns, denn er war unmittelbar nach seiner Ankunft in Monkshaven ins Gewölbe gegangen, oder hielt

ihn die Furcht zurück, daß er sich am nächsten Abend des Vorwands, einen längern Besuch zu machen, berauben würde, wenn er sie heute schon in der kurzen halben Stunde vor Schlafengehen aufsuchen würde? Dem sei, wie ihm wolle, sobald die Geschäfte mit seinen Principalen beendigt waren, ging er unmittelbar nach Hause.

Esther und Coulson hatten ihn beide schon im Gewölbe, das sie einige Zeit vor ihm verlassen hatten, herzlich bewillkommt. Trotzdem empfingen sie ihn mit erneuten Glückwünschen und nicht ohne einiges Erstaunen, als er in seiner Wohnung ankam. Selbst Alice schien sich geschmeichelt zu fühlen, daß er den ersten Abend mit ihnen zuzubringen gedenke, gerade als ob sie eine andere Möglichkeit vorausgesehen hätte. Trotz seiner Müdigkeit gab er sich alle Mühe, ihnen seine Erlebnisse in London mitzutheilen, soweit dies, ohne das Geheimniß seiner Principale zu verletzen, möglich war. Mit Genugthuung bemerkte er die Freude, welche er seinen Zuhörern damit machte, wenn auch verschiedene Gefühle zusammenwirkten, um diese für ihn so schmeichelhafte Stimmung hervorzubringen. Coulson gedachte reumüthig jener unedeln Weise, mit welcher er damals die Nachricht von Philipp's bevorstehender Reise nach London aufgenommen hatte; Esther aber und ihre Mutter konnten den Gedanken nicht unterdrücken, daß dieser Abend andern Abenden aus früherer Zeit ähnlich sei, ehe noch die Robsons auf den Hof nach Haytersbank gezogen waren. Welche zarten süßen Hoffnungen mochten sich nicht an diese Aehnlichkeit der Umstände knüpfen?

Während Philipp in seiner Aufregung und Unruhe

wohl fühlte, daß ihn der Schlaf fliehen werde, und daher froh war, einige der Stunden, welche ihn noch von dem morgenden Abend trennten, auf diese Weise zubringen zu können, versuchte er das Gespräch unmerklich auf monkshavener Neuigkeiten zu lenken; allein dort schien während seiner Abwesenheit nichts von Bedeutung vorgefallen zu sein, denn entweder wußten die Andern nichts von den Robsons oder sie verschwiegen ihm absichtlich die Nachrichten. Im Grunde war es auch nicht wahrscheinlich, daß sie den Namen der Robsons während seiner Abwesenheit gehört hatten, jedenfalls erwähnten sie die Familie mit keiner Silbe.

Neuntes Kapitel.

Philipp schritt auf den Pachthof der Robsons in jenem halb wachen, halb träumerischen Zustand los, in welchem es ihm einmal vorkam, als ob alles nach Wunsch gehen werde, während er sich doch wieder des Gefühls einer geheimnißvollen, unabweislichen Störung seines Genusses nicht erwehren konnte. Hepburn wollte nicht nachdenken, er wollte sich nicht klar werden, worin das in seinem Falle gewiß nicht geheimnißvolle Hinderniß bestehe.

Licht und Schatten waren an jenem Maiabend herrlich über die Landschaft vertheilt; purpurnes Sonnenlicht erfüllte die nordische Luft und erzeugte den Eindruck behaglicher Wärme. Ueberall umgaben ihn die weichen Düfte und Töne des Frühlings. Die Lämmer blökten vor Müdigkeit, ehe sie sich neben den weidenden Müttern niederlegten; aus den Distelbüscheln auf dem steinernen Gemäuer ertönte das Zwitschern der Finken, und am wolkenlosen Himmel wirbelte die Lerche ihr „Gute Nacht", ehe sie sich auf ihr Nest im zartgrünen Weizen niedersenkte. Es war ein Bild seligen Friedens. Philipp's Herz aber konnte keinen Frieden finden trotz der frohen Nachrichten, die er mitzutheilen

hatte. Seine Principale hatten heute öffentlich erklärt, daß Coulson und er zu ihren Nachfolgern bestimmt seien, und er war nun an dem heißersehnten Punkt angelangt, wo er, wie er längst beschlossen hatte, seine Liebe zu Sylvia erklären und offen um ihre Hand anhalten wollte. Und doch war er weiter als je von der Erfüllung seiner Wünsche entfernt. Wenn er auch in geschäftlicher Beziehung rascher vorwärts gekommen war, als er in seinen kühnsten Träumen für möglich gehalten hatte, so war doch Sylvia unerreichbarer als je für ihn.

Durch Kinraid's Gefangennehmung war zwar das größte Hinderniß beseitigt, und nicht ohne Anmaßung entschied sich Philipp für die Ansicht, daß bei einem Manne wie dem Harpunirer eine längere Abwesenheit gleichbedeutend mit treulosem Vergessen sei. Diese seine Ansicht war, wie ihm vorkam, durch viele Gründe, durch Kinraid's treulose Handlungsweise an Annie Coulson und an dem andern unbekannten Mädchen, das ihr in seinem unbeständigen Herzen nachfolgte, durch die frechen Reden der Matrosen in der Kneipe in Newcastle und so weiter, hinreichend gerechtfertigt. Für Sylvia, meinte er, würde es am besten sein, den Seemann sobald als möglich zu vergessen, und um dieses zu begünstigen, sollte der Name ihres Geliebten niemals, weder lobend noch tadelnd, genannt werden. Er nahm sich vor, ihr gegenüber geduldig und nachsichtig zu sein, sie während der Zeit treu zu hüten und zu bewachen und sich alle Mühe zu geben, um ihre widerstrebende Liebe zu gewinnen.

Da stand sie! Auf der Höhe des gerade zu Robson's Hausthür hinabführenden Bergpfades angelangt, erblickte

er sie im Garten, der sich jenseits des Hauses am gegenüberliegenden Bergabhang hinaufzog, zu weit von ihm entfernt, um sie anreden, aber nahe genug, um sie mit seinen Blicken verschlingen zu können, die in Liebe an jeder ihrer Bewegungen hingen. Der Garten war Philipp wohl bekannt. Von einem frühern Bewohner des Hauses am südlichen Bergabhange angelegt und von rauhen Steinen eingefriedet, hatte er außer einigen nützlichen Beerensträuchern nur noch Heckenrosen und ähnliches Gebüsch aufzuweisen. Gar oft war Philipp zu jener Zeit, als die Robsons sich in Haytersbank niedergelassen hatten und Sylvia fast noch ein Kind war, derselben bei dem Ordnen dieses Gartens behülflich gewesen; gar oft hatte er seine wenigen übrigen Kreuzer für gesprenkelte Maßliebchen oder für Blumensamen, ja sogar einmal für ein Rosenstöckchen ausgegeben; auch war es ihm noch wohl erinnerlich, wie er einmal, mit seinen ungewöhnten Händen den Spaten führend, an der Herstellung eines ganz einfachen Steges über den Bach gearbeitet, bevor diesen die Regengüsse des Winters anschwellten, und wie er einige Aeste von dem Vogelbeerbaum abgehauen und diese sammt ihrem rothen Schmuck mit Rasenstücken bedeckt über den Steg gelegt hatte. Seither waren nicht nur Monate, sondern Jahre verflossen und Philipp hatte den Garten nie wieder betreten, denn Sylvia hatte alle Lust und Freude an demselben verloren, seit sie überzeugt war, daß die rauhen Seewinde alle ihre Bemühungen zu nichte machten, wenn sie in dem Garten mehr als die unentbehrlichsten Dinge, Wurzelzeug, Ringelblumen, Kartoffeln, Zwiebeln und dergleichen anzupflanzen versuchte. Doch warum verweilte

sie jetzt so lange im Garten, ruhig auf der höchsten Stelle stehend und mit der Hand über den Augen auf das Meer hinausblickend? Wie eine Bildsäule, so unbeweglich stand sie da. Er aber wünschte, sie möchte sich bewegen, nur ein klein wenig ihn anblicken oder wenigstens nicht so dastehen und nicht unverrückt auf die weite, öde See hinausstarren.

Mit raschem, ungeduldigem Schritt eilte er den Pfad hinunter und betrat die Wohnstube. Seine Tante saß am Spinnrad, anscheinend so gesund und wohl als je. Des Onkels Stimme hörte er im benachbarten Kuhstalle im Gespräch mit Kester; es war also alles in erwünschtem Wohlsein. Doch warum stand Sylvia noch immer draußen im Garten in jener eigenthümlich ruhigen Weise?

„O mein Junge, das thut den Augen wohl, Dich wiederzusehen!" sagte seine Tante, als sie aufstand, um ihn zu begrüßen. „Wann bist Du denn zurückgekommen? Wie wird sich Dein Onkel freuen, Dich zu sehen und Dich wegen der Pflüge befragen zu können. Deine Briefe haben ihm gar viel nachzudenken gegeben. Ich will gehen und ihn hereinrufen."

„Jetzt noch nicht", erwiderte Philipp, sie aufhaltend; „er spricht eben mit Kester und ich habe keine Eile; ich kann einige Stunden hier bleiben. Setzt Euch nieder und erzählt mir, wie es Euch allen ergangen ist. Auch ich habe Euch viel zu sagen."

„Gewiß, gewiß. Du warst ja in London, seit ich Dich zuletzt gesehen habe! Freilich, jetzt verändert sich gar viel in der Welt. Erinnerst Du Dich noch des jungen Harpunirers, des Vetters der Corneys, Charley Kinraid?"

Sich erinnern! Als ob er ihn je vergessen könnte!

„Nun, der ist auch gestorben."

„Gestorben? Wer hat Euch das gesagt? Das begreife ich nicht", sagte Philipp, der dabei in die äußerste Verwirrung gerieth.

Sollte Kinraid dennoch die Flucht versucht und während derselben verwundet oder getödtet worden sein? Wenn nicht, wie konnten sie wissen, daß er gestorben sei? Man mochte ihn vermißt haben, obgleich selbst dies unwahrscheinlich schien, da man ihn ja auf dem Wege nach der grönländer See glaubte. Was konnten sie damit meinen? Philipp hatte selbst in den Augenblicken seines glühendsten Hasses gegen Kinraid dessen Tod kaum zu hoffen gewagt.

„Sprich nicht von Sylvia mit ihm. Wir reden in ihrer Gegenwart nie von ihm, denn sie nimmt sich's gar so sehr zu Herzen, obgleich es meiner Meinung nach ein Glück für sie ist, daß es so gekommen. Sie hängt gar sehr an ihm, sowie auch Bessy Corney, wie ihre Mutter mir sagte, der ich's natürlich nicht merken lasse, wie Sylvia sich um ihn grämt. Daher verhalte Dich nur ruhig, mein Junge. Es ist eben eine Mädcheneinbildung, eine kindische Liebe, die wir vorübergehen lassen müssen. Für sie ist's eigentlich ein Glück, daß er ertrunken ist, obgleich man von den Todten nicht so reden sollte."

„Ertrunken!" sagte Philipp. „Woher wißt Ihr das?" Im Stillen hoffte er, daß der aufgeschwollene Leichnam des armen Mannes gefunden und auf diese Weise alle Fragen und Schwierigkeiten gelöst worden seien. Kinraid konnte sich ja gefesselt über Bord geworfen oder auf diese Weise seinen Tod in den Wellen gefunden haben.

„Ja, mein Junge, wir können nicht mehr daran zweifeln. Der Kapitän der Urania hielt große Stücke auf ihn, und als Kinraid am Tage, an welchem sie hätte absegeln sollen, sich nicht eingefunden hatte, schickte er zu dessen Verwandten nach Cullercoats, die wieder bei Bruntons in Newcastle nach ihm fragen ließen und in Erfahrung brachten, daß er dort gewesen sei. Der Kapitän verschob sogar die Abfahrt zwei bis drei Tage, um Kinraid Zeit zu lassen; als er aber erfuhr, daß Kinraid die Corneys schon seit acht Tagen verlassen hatte, so nahm er den ersten besten Harpunirer, den er finden konnte, auf und segelte in's Nordmeer ab. Warum sollten wir den Todten Uebles nachreden! Wenn ich's auch nicht leiden konnte, daß er so oft zu uns ins Haus kam, so war er doch ein ausgezeichnet guter Harpunirer, wie die Leute sagen."

„Aber woher wißt Ihr, daß er ertrunken ist?" sagte Philipp, auf welchen die Erzählung seiner Tante den Eindruck schuldbewußter Enttäuschung hervorbrachte.

„Ich schäme mich fast, es Dir zu sagen, mein Junge; auch hat es mich tief gekränkt; doch Sylvia that so verzweiflungsvoll, daß ich ihr's nicht habe vorwerfen können, wie sie's verdient hätte. Das dumme Ding hat ihm ein Stück Band gegeben, das Viele an ihr gesehen hatten. Schon am Neujahrsabend bei Corneys war's aufgefallen und bewundert worden. Der eitle arme Narr hat's auf seinen Hut gesteckt, so daß, als die Flut — doch still, eben kommt Sylvia zur Hinterthür herein, sage nichts davon"— Und während sie bisher ihr Gespräch fast nur flüsternd geführt hatten, stellte sie nun mit lauter Stimme an ihn

die Frage: „Und hast Du denn auch den König Georg und die Königin Charlotte gesehen?"

Philipp antwortete und hörte nichts, seine Gedanken waren Sylvia entgegengeeilt, welche langsam und ruhig mit gänzlich geändertem Wesen eintrat. Ihr Gesicht war blaß und mager, ihre grauen Augen schienen größer und voll stummen, thränenlosen Schmerzes; sie ging Philipp entgegen, als ob sein Hiersein nicht das geringste Erstaunen bei ihr erregte, und begrüßte ihn ruhig, wie Jemand, den sie erst gestern gesehen. Philipp erinnerte sich des Auftrittes, den er gerade wegen Kinraid bei seiner letzten Zusammenkunft mit ihr gehabt hatte, und erwartete, daß der Gedanke daran in ihren Worten und in ihrem Wesen irgend einen Ausdruck finden würde. Doch dem war nicht so; der Schmerz ihrer Seele hatte allen Aerger, ja fast alle Erinnerung verwischt; ihre Mutter blickte sie sorgenvoll an und sagte dann mit jener gezwungenen Heiterkeit, welche sie schon vorhin zu Hülfe gerufen hatte:

„Sieh, Kind, da ist Philipp voll londoner Neuigkeiten. Rufe Deinen Vater herein, daß er auch die Beschreibung von dem neuen Pflug hören kann. Schon lange saßen wir nicht mehr so heiter beisammen."

Sylvia ging still gehorchend hinaus in den Stall, um ihrer Mutter Wunsch zu erfüllen.

Bell Robson hatte den Ausdruck in Philipp's Zügen, der sowohl Schuldbewußtsein als Mitleid verrieth, mißverstanden und sagte, sich zu ihm neigend:

„Es ist am besten so, mein Junge. Er war ihrer nicht werth; ich glaube, er hat sie nur zum Narren gehabt, wie schon manche Andere zuvor! Laß sie in Ruh' und habe

Geduld, sie wird mit der Zeit schon einsehen, daß sich alles zum Besten gewendet hat.“ Mit diesen Worten unterdrückte Bell das Gefühl der Reue, das sich in Philipp's Brust schon zu regen begann, und das ihn fast bestimmt hätte, alles zu erzählen, was ihm von dieser traurigen Geschichte bekannt war.

Robson hieß ihn laut und lärmend willkommen; wie seine Frau, nahm auch er in Sylvia's Beisein ein besonders heiteres, gesprächiges Wesen an, obwohl ihm Kinraid's Schicksal insgeheim vielen Kummer machte. Zuerst, solange Kinraid nur vermißt worden war, hatte Daniel Robson richtig die Wahrheit errathen und blieb standhaft bei seiner Behauptung, daß an Kinraid's Verschwinden der verdammte Preßgang schuld sei. Da es ihm an bestimmten Gründen fehlte, auf die er seine Ansicht hätte stützen können, so pflegte er dieselbe mit verschiedenen Flüchen zu bekräftigen. Niemand hatte an der einsamen Küste die Anwesenheit der Kriegs- oder Begleitungsschiffe des Preßgangs bemerkt; auch hatten die Eigenthümer der Urania in Shields und an der Mündung des Tyneflusses, wo die Kriegsschiffe auf der Lauer lagen, genaue, aber fruchtlose Nachforschungen anstellen lassen, um ihrem geschickten und verbrieften Harpunirer auf die Spur zu kommen. Aber je mehr diese bestimmten Beweise Daniel Robson's Ansicht zu widerlegen schienen, um so fester klammerte er sich an derselben an. Nur von dem Tage an, als Kinraid's Hut mit seinem groß und deutlich geschriebenen Namen und mit dem verrätherischen Bandstückchen geziert gefunden worden war, gab Robson plötzlich alle Hoffnung auf, und die Möglichkeit, daß der Hut

durch Zufall verloren gegangen sein könne, schien ihm gar nicht in den Sinn zu kommen.

Da Kinraid also ertrunken und todt war, so blieb nichts Anderes übrig, als ihn so schnell als möglich zu vergessen. Daß Niemand erfahren hatte, wie entschieden Kinraid's Verhältniß zu Sylvia in letzter Zeit geworden war, schien ihm unter diesen Umständen um so besser, als sich Bessy Corney um ihn die Augen halb ausweinte, gerade als wäre er ihr erklärter Bräutigam gewesen. Daniel hielt es also nicht für nothwendig, seiner Frau die Ereignisse mitzutheilen, welche während deren Abwesenheit vorgefallen waren, und erwähnte auch der Sache gegen Sylvia mit keinem Worte. Allein er war auf seine rauhe Weise außergewöhnlich zärtlich gegen sie und dachte Tag und Nacht darüber nach, wie er es nur anstellen müsse, um ihr Vergnügen zu bereiten und die Erinnerung an ihre unglückselige Liebe zu verwischen.

An jenem Abend mußte sich Sylvia, während Philipp seine Geschichten erzählte und mit schwerem Herzen die an ihn gerichteten Fragen beantwortete, neben ihrem Vater niedersetzen. Sie nahm einen Schemel, lehnte sich an sein Knie und hielt mit beiden Händen eine der seinigen fest. Dann stützte sie den Kopf auf dieselbe und starrte, wie Philipp wohl bemerkte, mit traurigem Blick unverwandt ins Feuer hinein, augenscheinlich in Gedanken versunken, die weit, weit abwesend waren. Sie erfüllte ihn mit solchem Mitleid, daß er in der Erzählung seiner Erlebnisse kaum fortfahren konnte, aber trotz seines Erbarmens war er dennoch schon entschlossen, sie nie durch die Kenntniß des Vorgangs, dessen Zeuge er gewesen war, zu

tröſten und ihr auch nie die Worte ihres ungetreuen Liebhabers auszurichten. Er betrachtete ſich wie eine Mutter, welche dem thörichten, ungeſtümen Wunſche ihres weinenden Kindes irgend einen ſchädlichen Gegenſtand vorenthält.

Endlich nahm er Abſchied, ohne der glücklichen Geſtaltung ſeiner eigenen Verhältniſſe auch nur mit einem einzigen Worte gedacht zu haben. Eine derartige Nachricht ſchien ihm nicht der Stimmung an jenem Abend und den traurigen Gedanken, die das Haus erfüllten, zu entſprechen. Die Robſons erfuhren alſo das große Ereigniß nur auf dem gewöhnlichen Wege des Stadtgeſprächs, und Daniel war der Erſte, der es am nächſten Markttage von Monkshaven mit nach Hauſe brachte. Seit Monaten hatte Philipp mit geſpannter Erwartung des Augenblicks geharrt, wo dieſe Neuigkeit die Familie auf dem Hofe in Erſtaunen ſetzen und ihm als Einleitung dienen würde, Sylvia ſein Glück zu Füßen zu legen. Jetzt hatten ſie das Ereigniß in ſeiner Abweſenheit erfahren, und jede Ausſicht, es zu ſeinem Zwecke verwerthen zu können, war für den Augenblick verſchwunden.

Daniel bekümmerte ſich zu allen Zeiten viel um anderer Leute Angelegenheiten, jetzt aber lag ihm ganz beſonders daran, allerlei Neuigkeiten zu ſammeln, welche Sylvia intereſſiren und ſie aus der vollſtändigen Gleichgültigkeit aufrütteln könnten, welche ſich ihrer bemächtigt hatte. Vielleicht dachte er auch ſchon, daß er eben nicht weiſe gehandelt habe, das Verlöbniß mit Kinraid zuzugeben, denn er war ein Mann, deſſen Urtheil vom Erfolg der Dinge abzuhängen pflegte. Jedenfalls bereute er jetzt aufs tiefſte,

dem Manne, dessen Schicksal einen so unauslöschlichen Eindruck auf sein einziges Kind hervorbringen sollte, solchen Vorschub geleistet zu haben, und er war mehr als je entschlossen, seiner Frau nichts davon mitzutheilen, wie sehr sich dieses Verhältniß während ihrer Abwesenheit entwickelt habe. Er bat sogar Sylvia, über diesen Punkt ihm zu Liebe vollkommenes Stillschweigen zu beobachten, da er sich dem stillen Tadel seiner Frau, den er öffentlich zu verachten vorgab, nicht aussetzen mochte.

„Wir wollen Deiner Mutter nicht sagen, wie oft er ins Haus gekommen ist, es würde sie doch nur betrüben. Sie könnte sich einbilden, daß er Absichten auf Dich gehabt habe, und sie würde sich nur darüber ärgern, da sie vom Heirathen gar nichts hören will. Bis der Sommer wiederkommt, wird sie ohnedies immer schwächlich bleiben, und ich möchte ihr nicht unnöthigen Kummer machen, deshalb wollen wir fein still sein, mein armes Mädchen!"

„Ich wollte, die Mutter wäre hier gewesen und sie wüßte alles, ohne daß ich es ihr erst lang und breit zu sagen brauche."

„Sei zufrieden, mein Kind, es ist besser so. Du wirst's auch schneller vergessen, wenn Du mit Niemand darüber sprichst. Auch ich werde nichts mehr davon reden."

Und er hielt Wort. Es lag eine eigenthümliche Weichheit in seiner Stimme, wenn er mit ihr sprach, und wenn sie zufällig nicht an dem Orte war, wo er sie zu finden erwartet hatte, so suchte er sie mit besonderer Sorglichkeit, wie er überhaupt fortwährend mit ihr beschäftigt und stets bedacht war, ihr kleine Geschenke oder Neuigkeiten mitzubringen, an welchen sie, wie er glaubte,

Antheil nehmen würde. Sie bemerkte dies alles wohl und vergaß es nie wieder.

„Und wovon glaubt Ihr, daß die Leute in Monkshaven reden?“ fragte er, ehe er noch seinen Rock ausgezogen, eines Abends, als er in Monkshaven von Philipp's Glück gehört hatte. „Denke nur, Frau, Deines Neffen, Philipp Hepburn's, Name steht über der Thür des Foster'schen Gewölbes in vier Zoll hohen goldenen Buchstaben! Er und Coulson haben jetzt das Gewölbe und die Fosters haben sich zurückgezogen.“

„Das ist also das Geheimniß von der londoner Reise“, sagte Bell mit schlecht verhehlter Freude.

„Vier Zoll lang, sag' ich Euch, sind die Buchstaben. Im weißen Roß hörte ich zuerst davon, aber da ich wußte, daß Ihr mir's nicht verzeihen würdet, wenn ich nicht selbst hinginge, hab' ich sie mir angesehen. Man sagt sogar, der Anstreicher Gregory Jones habe das Schild auf Befehl des alten Jeremias in York machen lassen. Philipp aber wird die Sache mehrere hundert Pfund jährlich eintragen.“

„Gewiß werden noch die Fosters hinter der neuen Firma stecken“, bemerkte Bell, „und den größten Theil des Gewinns für sich behalten.“

„Das ist auch ganz in der Ordnung. Man muß klein anfangen in dieser Welt, nicht wahr, Sylvia? Am nächsten Markttag nehme ich Dich mit in die Stadt, damit Du es auch sehen kannst, und in Deines eigenen Vetters Laden werde ich Dir dann ein schönes Band in Deine Haare kaufen.“

Gewiß mußte der Gedanke an ein anderes Band,

das einst ihre Haare befestigt hatte und dann entzwei geschnitten worden war, in Sylvia aufgestiegen sein, denn von ihres Vaters Worten schmerzlich berührt, erwiderte sie:

„Ich kann nicht gehen, Vater, ich brauche ja kein Band; aber trotzdem danke ich Dir recht schön.“

Ihre Mutter errieth ihre Gedanken und fühlte ihren Schmerz, allein es kam kein Wort der Theilnahme über ihre Lippen; hastig und ganz gegen ihre Gewohnheit stellte sie vielmehr einige Fragen an ihren Mann, die auf Philipp's rasches Emporkommen Bezug hatten. Ein- oder zweimal betheiligte sich auch Sylvia mit einigen gleichgültigen Fragen am Gespräche, bald aber klagte sie über Müdigkeit und ging zu Bett.

Ihre Aeltern blieben einige Minuten, nachdem Sylvia sie verlassen hatte, stillschweigend sitzen. Dann machte Daniel gleichsam zur Entschuldigung seiner Tochter und zum Trost für sich und seine Frau die Bemerkung, daß es stark auf neun Uhr gehe und daß die Abende jetzt sehr lang seien. Bell antwortete nichts, nahm ihre Wolle und machte sich stumm an ihre Vorrichtungen für die Nacht.

Nach einiger Zeit brach Daniel das Schweigen mit den Worten:

„Ich hab' früher einmal geglaubt, daß Philipp unsere Sylvia gern sähe.“

Bell verharrte noch einige Secunden in ihrem Schweigen, dann erwiderte sie, obgleich ihr die Ereignisse unbekannt geblieben waren, die das Herz ihrer Tochter so verwandelt hatten, mit tieferer Kenntniß desselben als ihr Mann:

„Wenn Du an eine Heirath zwischen den Beiden denkst, so mußt Du warten. Denn es wird viel Zeit vergehen, bis das arme betrübte Mädchen einen andern Mann zum Geliebten wird nehmen wollen.“

„Hab' ich etwas von einem Geliebten gesagt?“ antwortete er, gleichsam als ob ihm seine Frau irgend einen Vorwurf gemacht hätte. „Ihr Weiber denkt an nichts als ans Verliebtsein und ans Heirathen. Ich sagte nur, daß ich früher einmal geglaubt habe, unsere Sylvia gefalle Philipp, und das glaube ich noch; bald wird er jährlich zweihundert Pfund verdienen; aber von einem Geliebten oder dergleichen habe ich nichts gesagt.“

Zehntes Kapitel.

Die veränderten geschäftlichen Verhältnisse mußten auch auf die verschiedenen häuslichen Einrichtungen ihren Einfluß geltend machen.

Die Fosters hatten in ihrer übertriebenen Vorsorglichkeit bei sich beschlossen, daß die ganze Hausgenossenschaft der Alice Rose in das Haus, welches zum Verkaufsgewölbe gehörte, übersiedeln und daß dort Frau Rose mit Hülfe der tüchtigen Magd, welche bisher Jeremias Foster bedient hatte, das gesammte Hauswesen fortführen und Philipp und Coulson nach wie vor mit Kost und Wohnung versehen sollte.

Allein Frau Rose war überhaupt nicht günstig für neue Einrichtungen gestimmt, die ohne ihr Zuthun getroffen wurden, und gegen dieses Vorhaben hatte sie besonders gewichtige Gründe einzuwenden. In ihrem Alter könne sie sich nicht wie eine Pflanze mit all ihren Wurzeln versetzen lassen, auch wolle sie sich nicht auf Ungewißheiten einlassen. Hepburn und Coulson seien beide junge Leute, die über Nacht Lust zum Heirathen bekommen könnten, und dann würde die junge Frau ganz sicher in dem guten alten

Hause hinter dem Laden wohnen wollen. Umsonst erklärten ihr alle Betheiligten, daß in diesem Falle derjenige, der sich zuerst verheirathe, eine eigene Wohnung miethen und sie in ihrem Besitz nicht stören werde. Sie entgegnete mit einem Anschein von Wahrheit, daß beide den Entschluß fassen könnten, sich zu verheirathen, und daß gewiß die Frau des einen oder des andern in dem Hause, das zum Geschäft gehöre, werde wohnen wollen. Sie habe keine Lust, von den Einfällen junger Leute abzuhängen, welche immer, sogar die besten unter ihnen, möglichst dumme und kopflose Ehen zu schließen pflegten. Ueberhaupt sprach sie von diesem Stand mit großer Verachtung und Abneigung, gerade als ob die jungen Leute bestimmt wären, immer eine falsche Wahl zu treffen, und doch nicht Einsicht genug besäßen, ältere und weisere Leute für sich entscheiden zu lassen.

„Du wirst nicht begreifen, warum Alice Rose heute Morgen so gesprochen hat", sagte John Foster am Nachmittag nach jener Unterredung zu Philipp. „Sie mochte wohl an ihre eigene Jugend gedacht haben. Damals war sie ein hübsches Mädchen, und unser Jeremias hatte keinen sehnlichern Wunsch, als sie zu heirathen; er konnte sie jedoch nicht bekommen und ist deshalb unverheirathet geblieben. Ich bin aber überzeugt, daß sie und Esther all sein Hab und Gut einst erben werden, wenngleich Esther das Kind eines andern Mannes ist. Daher sollte einer von Euch, Coulson oder Du, sich um Esther bewerben. Coulson habe ich zuerst von Esther's Aussichten in Kenntniß gesetzt, weil er der Neffe meiner Frau ist, Dir aber sage ich es jetzt, Philipp, denn es wäre wirklich recht vortheil-

haft für das Geschäft, wenn einer von Euch verheirathet wäre."

Philipp erröthete, denn so oft er sich auch mit dem Gedanken zu heirathen beschäftigt hatte, so war dies doch das erste Mal, daß ihm derselbe ernstlich von einem Andern an die Hand gegeben wurde. Jedoch antwortete er ziemlich ruhig:

„Ich glaube nicht, daß Esther ans Heirathen denkt."

„Gewiß nicht, aber an Dir und an William ist es eben, sie darauf aufmerksam zu machen. Sie erinnert sich vielleicht zu oft an das unglückliche Leben ihrer Aeltern, um sich viel mit Heirathsgedanken abzugeben, aber am Ende liegt es doch allen ob, an die Ehe zu denken."

„Der Mann von Alice Rose war lange schon todt, als ich sie kennen lernte", sagte Philipp ausweichend.

„Ja, es war ein Glück, daß er starb, ein Glück für die Hinterbliebenen, meine ich. Als sich Alice verheirathete, war sie ein nettes junges Mädchen, das für Jedermann ein freundliches Wort hatte, nur nicht für unsern Jeremias, der ihr nie auch nur ein Lächeln abzugewinnen vermochte. Von ihm wollte sie nichts wissen, dagegen hing sie mit ganzer Seele an Jack Rose, einem Matrosen auf einem Walfischfänger, den sie zuletzt auch heirathete, obgleich alle ihre eigenen Leute dagegen waren. Er aber war ein verworfener Sünder, lief andern Weibern nach, ergab sich dem Trunke und prügelte sie. Ein Jahr nach Esther's Geburt schon war sie so steif und grau, als Du sie jetzt siehst. Ich glaube, sie wären oft vor Hunger und Kälte zu Grunde gegangen, wenn sich nicht Jeremias ihrer angenommen hätte. Sie ist eine stolze Frau, und wenn sie

es je erfahren hat, von wem das Geld kam, muß es ihren Stolz verletzt haben. Freilich trägt die Mutterliebe selbst über den Stolz den Sieg davon.“

Philipp überließ sich seinen Gedanken. In der vorhergegangenen Generation hatten also ganz dieselben Ereignisse stattgefunden, welche er selbst zwischen Furcht und Hoffnung schwebend in der Gegenwart durchleben mußte. Hier war ein Mädchen, um das sich zwei Männer bewarben, deren Beschäftigungen ganz seiner eigenen und der von Kinraid entsprachen. Der Charakter des verstorbenen Rose war gleichfalls dem des Harpunirers nicht unähnlich und die Wahl des Mädchens fiel auf den treulosen Geliebten, der ihr ganzes Lebensglück zerstörte und ihr Dasein auf immer verbitterte. Sollte es auch Sylvia's Loos sein, sich durch jugendliche Uebereilung dieselben Leiden zu bereiten, oder verdankte sie es nicht vielmehr der Gefangennehmung Kinraid's und dem Stillschweigen, das er sich selbst auferlegt hatte, wenn sie einem ähnlichen traurigen Schicksal entging? Dann kam ihm der Gedanke, ob denn das Leben einer Generation immer nur die Wiederholung der vorhergegangenen sei, mit dem einzigen Unterschied, daß die Einen mehr Ausdauer im Leiden zeigen als die Andern.

So oft er Muße hatte, sich der unmittelbaren Last der Geschäfte zu entziehen, kehrten derartige verworrene Gedanken immer wieder zurück, und je öfter er die Verwicklung und die Reihenfolge ähnlicher Begebenheiten in Erwägung zog, desto mehr beharrte er bei seinem Vorsatze, Sylvia das Schicksal ihres Geliebten zu verschweigen.

Man kam endlich dahin überein, daß Philipp in das

zum Gewölbe gehörige Haus ziehen, dagegen Coulson bei Alice und ihrer Tochter bleiben sollte. Allein im Laufe des Sommers machte Coulson seinem Freunde die Mittheilung, daß er Esther am vorhergehenden Tag einen Heirathsantrag gemacht habe und abgewiesen worden sei. Dies war um so unangenehmer, als das Zusammenwohnen ihre täglichen Berührungen noch vermehrte, obgleich Esther die sanfte Ruhe ihres Benehmens, das höchstens um einen Grad zurückhaltender war, nie verleugnete.

„Wenn Du nur erfahren könntest, Philipp, was Esther gegen mich hat", sagte Coulson etwa vierzehn Tage nach seinem Heirathsantrag. Der arme junge Mann gab der Selbstbeherrschung, welche Esther ihm gegenüber an den Tag gelegt hatte, eine für ihn günstige Deutung und schloß daraus, daß er ihr nicht unangenehm sei. Da er damals gerade auf sehr gutem Fuße mit Philipp stand, so versäumte er es nicht, sich bei diesem über die kleinen Ereignisse zwischen ihm und seiner Angebeteten Raths zu erholen. „Ich bin gerade vom rechten Alter, kaum zwei Jahre älter als sie, und in Monkshaven gibt's wenige junge Leute mit bessern Aussichten, als ich habe; auch kennt sie meine Familie und wir sind sogar in gewisser Beziehung verwandt; ich würde ihrer Mutter ein guter Sohn sein, und Niemand kann ein Wörtchen gegen meinen Lebenswandel sagen. Ihr habt doch kein Verhältniß zusammen, Philipp?"

„Wie oft habe ich Dir schon gesagt, daß wir uns wie Geschwister lieben! Sie denkt so wenig an mich als ich an sie. Also laß mich damit in Ruhe, denn ich werde Dir es nicht noch einmal wiederholen."

„Sei nicht böse, Philipp. Wenn Du wüßtest, was es heißt, verliebt zu sein, Du würdest Dir auch allerlei Einbildungen machen.“

„Wohl möglich“, entgegnete Philipp, „doch glaube ich kaum, daß ich immer von demselben Gegenstand reden würde.“

„Ich spreche gewiß heute zum letzten Mal davon, wenn Du mir den Gefallen thun willst, ausfindig zu machen, was sie denn eigentlich gegen mich hat. Ich will ja gern immer mit ihr ins Bethaus gehen, wenn sie darauf einen so großen Werth legt. Frage sie doch, Philipp.“

„Das ist ein schwieriger Auftrag für mich“, sagte Philipp zögernd.

„Du hast ja aber gesagt, daß Ihr wie Geschwister seid, und ein Bruder würde sich doch gewiß nicht zweimal besinnen, an seine Schwester diese Frage zu stellen.“

„Nun, nun, ich will sehen, was zu machen ist, aber ich glaube nicht, mein Junge, daß sie Dich nehmen wird. Du gefällst ihr nicht. Bei der Liebe kommt es ja bekanntlich zu drei Vierteln aufs Gefallen und nur zu einem Viertel auf die Vernunft an.“

Philipp wollte den Gegenstand bei Esther selbst nicht zur Sprache bringen. Er hatte dafür keinen andern Grund, als daß ihm die Sache eben unangenehm war; er nahm aber andererseits so viel Antheil an Coulson, daß er gern dessen Wunsch erfüllt hätte, obgleich er vollkommen von der Nutzlosigkeit seines Versuchs überzeugt war. Er wartete also eine günstige Gelegenheit ab, die sich ihm eines Sonntags abends darbot, als er Alice Rose allein zu Hause traf. Bei seinem Eintreten saß sie am Fenster

und las in ihrer Bibel. Ihr Gruß war kurz, nach ihrer Art, doch fast herzlich zu nennen, wenn man bedenkt, daß Freude und Zufriedenheit überhaupt nur selten und spärlich bei ihr zum Ausdruck kamen. Sie nahm ihre Hornbrille ab und legte sie ins Buch, um die Stelle zu bemerken, bei welcher sie stehen geblieben war, drehte sich dann auf ihrem Stuhle um, um ihm gerade ins Gesicht zu sehen, und sagte:

„Nun, mein Junge, wie gehen die Geschäfte? Obgleich man nicht am Tag des Herrn nach solch irdischen Dingen fragen sollte. Aber ich sehe Dich ja nur am Sonntag und dann selten genug. So sage mir geschwind, wie es im Gewölbe steht, und dann wollen wir dies eitle Gespräch aufgeben."

„Im Gewölbe steht alles gut, habt schönen Dank, aber das könntet Ihr ja von Coulson jeden Tag hören."

„Ich höre es aber lieber von Dir, Philipp. Coulson kann seine eigenen Angelegenheiten nicht in Ordnung halten, geschweige denn die Hälfte von dem, was John und Jeremias zusammen nur mit Mühe bewältigen konnten. Ich kann Coulson nicht leiden."

„Warum nicht? In ganz Monkshaven gibt es keinen anständigern jungen Mann, als er ist."

„Das mag alles sein, aber er hat seine Weisheitszähne noch nicht bekommen; freilich gibt es noch viele, die nicht klüger sind als er."

„Ja, gewiß. Coulson sollte wohl manchmal gescheidter sein, es würde nichts schaden, aber er ist mir lieber als alle andern jungen Leute seines Alters in Monkshaven, weil er so ruhig seinen Weg geht."

„Ich weiß wohl, wer mir in vielen Dingen lieber wäre, Philipp.“

Sie sagte dies mit einer augenscheinlichen Absichtlichkeit, welche ihm nicht verborgen bleiben konnte, und er antwortete daher ziemlich offenherzig:

„Wenn Ihr mich meint, Mutter, so kann ich nur sagen, daß ich in einigen Dingen unterrichteter als Coulson bin, weil ich in meiner Jugend viel freie Zeit und guten Unterricht gehabt habe, solange der Vater lebte.“

„Mein Junge, Unterricht, Büchergelehrsamkeit und Kenntnisse bringen keinen Menschen durchs Leben. Das muß der Mutterwitz thun, und in den Unterricht, die Büchergelehrsamkeit und in die vielen Kenntnisse hat sich auch noch nie ein Mädchen verliebt, sondern in etwas, das sich in Worten nicht geben läßt.“

„Das habe ich Coulson gesagt“, entgegnete Philipp rasch. „Er ist so betrübt, weil ihm Esther einen Korb gegeben hat, und er ist zu mir gekommen, um sich Raths zu erholen.“

„Und was hast Du ihm geantwortet?“ fragte Alice, mit ihren Blicken ihn durchbohrend, als wollte sie von seinen Zügen zugleich mit seinen Worten Aufschluß auf ihre Frage erhalten. Philipp hielt den Moment zur Ausführung von Coulson's Auftrag für geeignet und fuhr fort:

„Ich habe ihm versprochen, ihn nach Kräften zu unterstützen.“

„Das hast Du gesagt? Wie doch die Menschen verkehrt sein können!“ murmelte sie zwischen den Zähnen.

„Daß aber“, fuhr Philipp fort, „die Liebe zu drei Viertheilen im Gefallen bestehe und, warum Esther ihn

eigentlich nicht möge, mir schwer erklärlich sei. Meiner Ansicht nach sollte sie sich doch zweimal besinnen, ehe sie ihn ausschlägt, weil er mit so ganzer Seele an ihr hängt und sich ein Leids anthun wird, wenn es noch lange so fortgeht."

„Es wird aber nicht lange mehr so fortgehen", sagte Alice mit düsterer Vorbedeutung.

„Warum nicht?" fragte Philipp, und als er keine Antwort bekam, fuhr er fort: „Er liebt sie innig, ist im rechten Alter, und Niemand kann etwas gegen seine Aufführung einwenden; es wird nicht mehr lange dauern, so macht er sich einige hundert Pfund jährlich im Geschäft."

Während der jetzt eintretenden Pause versuchte Alice ihren Stolz so weit zu überwinden, um etwas zu sagen, das sie am Ende doch nicht über die Lippen brachte.

„Vielleicht werdet Ihr ein gutes Wort für ihn einlegen, Mutter!" sagte Philipp etwas ärgerlich über ihr Stillschweigen.

„Fällt mir nicht ein. Man muß sich nicht darauf einlassen, Heirathen zu stiften. Weiß ich, ob sie nicht einen Andern lieber hat?"

„Unsere Esther ist keins von jenen Mädchen, die ihre Liebe an Männer hängen, die sich nichts aus ihnen machen. Und Ihr wißt ja, Mutter, so gut als ich und Coulson, daß sie noch nie Jemand Gelegenheit gegeben hat, sich um sie zu bewerben. Die Hälfte ihrer Zeit bringt sie hier, die übrige im Gewölbe zu, und unterwegs spricht sie nie mit Jemand."

„Wenn Du mich doch am Tag des Herrn mit Deinem albernen weltlichen Geschwätz und Deiner Thorheit ver-

schonen wolltest. Wenn ich doch in dem Lande wäre, wo wir weder freien, noch gefreit werden. Auf dieser Welt ist alles nur ein großes Durcheinander."

Dabei nahm sie wieder die Bibel zur Hand, welche sie auf den Tisch gelegt hatte, und schlug sie geräuschvoll auf. Während sie ihre Brille mit vor Aufregung zitternden Händen aufsetzte, hörte sie Philipp sagen:

„Ich bitte um Verzeihung. An einem andern Tage konnte ich schwer abkommen."

„Was geht das mich an? Aber wenigstens solltest Du nicht lügen. Du bist gewiß in dieser Woche auf dem Hof in Haytersbank gewesen."

Philipp erröthete; er hatte ja vergessen, daß er seine Besuche in Haytersbank zu seinen gewöhnlichen Beschäftigungen rechnete. Er schwieg still.

Alice aber blickte ihn scharf an und errieth seine Gedanken.

„Ich wußte es ja", sagte sie. „Wenn Du aber das nächste Mal denkst, daß Du mehr als Coulson wüßtest, so erinnere Dich an Alice Rose's Worte, welche also lauten: Wenn Coulson zu blödsichtig ist, um ein Bret zu durchschauen, so bist Du zu blind, um durch ein Fenster zu sehen. Du hättest Dir die Mühe sparen können, Coulson's Sache zu vertreten, denn ehe das Jahr um ist, wird er ein anderes Mädchen geheirathet haben, wenn er auch jetzt noch so sterblich in Esther verliebt zu sein glaubt. Geh Deiner Wege und komm nicht mehr am Sonntag zu mir mit Deinem Gewäsch."

Philipp kam also ziemlich kleinlaut von seiner Sen-

dung zurück, war aber ebenso wenig als früher im Stande, durch ein Glasfenster zu sehen.

Alice's Voraussage bestätigte sich, ehe das Jahr um war. Coulson fand seine Stellung in demselben Hause mit dem Mädchen, von welchem sein Heirathsantrag zurückgewiesen worden war, auf die Länge sehr unbehaglich, und sobald er überzeugt war, daß er keine Hoffnung habe, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, wandte er seine Aufmerksamkeit einem andern Gegenstand zu. Er hing zwar nicht an seiner neuen Geliebten mit jener Innigkeit, mit der er Esther zugethan gewesen war, denn mehr noch als Liebe hatte Vernunft seine Wahl geleitet, allein sie führte zum Ziele, und Philipp wurde Brautführer bei seines Freundes Hochzeit, noch ehe der erste Schnee gefallen.

Elftes Kapitel.

Vor Coulson's Hochzeit ereigneten sich noch manche kleine Begebenheiten, die jedoch in Philipp's Augen nicht geringfügig erschienen, da sie mit dem Hauptinteresse seines Lebens eng verknüpft waren. Bei ihm wechselten Glück und Schmerz, je nachdem Sylvia bei seinem Besuche auf dem Hofe ihm einige Worte schenkte oder augenscheinlich nicht die Kraft besaß, sich mit irgend Jemand in ein Gespräch einzulassen. Dann pflegte sie wohl bei seinem Eintritt aus dem Zimmer zu gehen, manchmal auch dasselbe gar nicht zu betreten, obgleich ihr seine Anwesenheit wohl bekannt sein mußte.

Bei ihren Aeltern war er stets willkommen; durch die gedrückte Stimmung ihrer Tochter beeinflußt, freuten sie sich über jeden Besuch, sowohl ihrer selbst als Sylvia's wegen. Die frühere Freundschaft mit den Corneys war von beiden Seiten sehr abgekühlt, seit Bessy Corney ihren Gram um ihren Vetter so offen zur Schau trug, gleichsam als hätte sie Grund, ihn als ihren Bräutigam zu betrachten, worin Sylvia's Aeltern eine Herabwürdigung des Schmerzes ihrer Tochter erblickten. Allein wenn auch die

Mitglieder beider Familien aufgehört hatten, ihre Gesellschaft gegenseitig aufzusuchen, so wurde doch die Ursache der Entfremdung mit keinem Worte berührt, sodaß der abgerissene Faden der Freundschaft zu jeder Zeit wieder aufgenommen werden konnte. Für Philipp kam dieser zeitweilige Bruch sehr erwünscht; er trachtete jeden seiner Besuche in Haytersbank durch ein kleines Geschenk angenehm zu machen, und wünschte jetzt ganz besonders, daß Sylvia wenigstens an Büchern eine Freude finden möge, damit er ihr recht viele von jenen Geschichten und Balladen, die damals in der Mode waren, hätte bringen können. Er versuchte sein Glück mit einer Uebersetzung von „Werther's Leiden", damals so allgemein verbreitet, daß sie in dem Bündel eines jeden Hausirers zu finden waren, mit Klopstock's „Messias", Milton's „Verlorenem Paradies" und andern Büchern, aber die arme Sylvia war nicht im Stande, sie allein zu lesen, und nachdem sie dieselben gleichgültig durchblättert und ein wenig über Werther's Lottchen, die auf dem Bilde gar ungeschickt das Brod abschnitt, gelächelt hatte, stellte sie das Buch wieder neben den „Guten Hufschmidt" auf das Bret, wo es Philipp bei seinem nächsten Besuche verkehrt und unberührt an seinem Platze stehen sah.

Gar oft versuchte Philipp, sich im Verlaufe dieses Sommers Trost aus der Geschichte Jakob's zu holen, der ja auch zweimal sieben Jahre um Rahel dienen mußte, bis er endlich für seine Treue belohnt wurde.

Nachdem es Philipp mit Büchern, Blumen und kleinen Putzgegenständen umsonst versucht hatte und sie alle mit demselben gleichgültigen Danke aufgenommen

worden waren, faßte er den Entschluß, ihr auf andere Weise eine Freude zu bereiten. Es war auch Zeit, seinen Plan zu ändern, denn das Mädchen fing schon an, des ewigen Dankens müde zu werden; sie wünschte vielmehr, er möchte sie in Ruhe lassen und sie nicht immer mit seinen traurigen Blicken verfolgen. Ihre Aeltern freuten sich über die wiedererwachende Ungeduld in ihrem Betragen gegen Philipp, gleichsam als wäre diese eine Wiederkehr zu ihrem frühern Zustand, ehe Kinraid gekommen war, um sie aus ihrer Ruhe aufzuscheuchen. Selbst Daniel hatte Partei gegen den Harpunirer ergriffen, denn die lauten Klagen der Corneys über den Tod eines Mannes, den ihre Tochter zu lieben vorgab, ärgerten ihn.

Daniel wünschte Kinraid's Rückkehr besonders deshalb, damit die Corneys erfahren möchten, daß des Harpunirers letzter Besuch in Monkshaven der blassen, stillen Sylvia, nicht aber Bessy gegolten habe, die sich über seinen frühen Tod mehr deshalb grämte, weil ihr der gehoffte Ehemann entrissen worden war, als weil sie irgend eine besonders tiefe Neigung für den Dahingeschiedenen gehegt hätte.

„Wenn Kinraid sich wirklich an Bessy gemacht hat, war er ein schlechter Kerl, und ich wollte nur, er wäre wieder am Leben, damit er dafür an den Galgen käme. Aber ich glaube es nicht recht, denn die Corneys-Mädchen haben nichts als Liebschaften und Heirathen im Kopfe, und es kann kein Mann bei ihnen zur Thür hereinkommen, den sie nicht heirathen möchten. Das haben sie von ihrer Mutter gelernt, die hat's auch nicht besser gemacht. Kinraid war höflich mit Bessy, wie's zwischen jungen Leuten der Brauch ist, und jetzt macht sie ein Aufhebens,

als ob sie vor acht Tagen in der Kirche mit ihm getraut worden wäre."

„Ich bin auch nicht für die Corneys eingenommen, aber Molly Corney, die jetzt Molly Brunton ist, hat unserer Sylvia immer von diesem Verstorbenen erzählt, als ob er früher ihr Geliebter gewesen wäre. Meiner Meinung nach gibt's keinen Rauch ohne Feuer, und wahrscheinlich war er einer von denen, die immer wenigstens eine Liebschaft haben müssen und öfters auch mehrere auf einmal. Sieh den Philipp dagegen an, wie ganz anders der ist! Gewiß hat er nie an ein anderes Mädchen auch nur gedacht. Wenn er nur nicht so schüchtern und altbacken wäre!"

„Ja, und im Gewölbe macht er prächtige Geschäfte, soviel ich weiß. Er gefällt mir auch jetzt viel besser als früher; da hatte er so eine langweilige Art, Predigten zu halten, die ich nie habe vertragen können. Jetzt trinkt er sein Gläschen in der Stille und läßt gescheidtere Leute reden."

Aehnliche Zwiegespräche mochten die Eheleute Robson wohl öfter zu jener Zeit geführt haben.

Philipp machte offenbare Fortschritte in Daniel's Gunst und konnte auch dadurch Sylvia's Herz zu gewinnen hoffen. Das Mädchen hatte keine Ahnung von den veränderten Gefühlen ihres Vaters gegen Kinraid; seine väterliche Zärtlichkeit nahm sie als Zeichen der Achtung für ihren verlorenen Bräutigam und als Theilnahme an ihrem Schmerz auf, während Robson eher der Meinung war, daß der Tod des unbeständigen Matrosen ein Glück für Sylvia sei. Daniel hatte in seinem ganzen Charakter

etwas Kinderähnliches. Die Gegenwart erfüllte ihn vollständig und alles Abwesende pflegte er zu vergessen. Meist lagen seinen Handlungen augenblickliche Regungen zu Grunde, die er dann später oft zu bereuen hatte. Allein er haßte den Kummer zu sehr, um sich daraus für die Zukunft Weisheitsregeln zu schöpfen. Bei all seinen vielen Fehlern aber besaß er auch manche liebenswürdige Eigenschaft, sodaß sowohl seine Tochter, die er verhätschelte, als auch seine ihm im Grunde überlegene Frau, die er auf die weiseste und unbeschränkteste Art zu leiten wähnte, mit innigster Verehrung an ihm hingen.

Philipp lernte durch seine Liebe sich taktvoller benehmen. Er sah wohl ein, daß er voll Aufmerksamkeiten gegen den Hausherrn sein müsse, wenn er sich die Gunst der Frauen in der Familie erwerben wollte. Obgleich er sich zu Daniel nicht besonders hingezogen fühlte, so gab er sich doch während dieses Herbstes alle Mühe, um sich gegen ihn gefällig und aufmerksam zu bezeigen. Sylvia lächelte und war liebenswürdig, so oft er ihrem Vater durch seine Reden Vergnügen und Unterhaltung verschafft hatte. Seine Tante war mit seinem Benehmen selbstverständlich ganz zufrieden, allein auch sie schien außergewöhnlich vergnügt, wenn ihr Mann befriedigt war. Trotz alledem schritt Philipp nur langsam seinem Ziel entgegen und gar oft schwebte ihm des Patriarchen Jakob Geschichte vor und betrübt seufzte er dann auf seinem Lager: „Sieben Jahre und vielleicht noch einmal sieben Jahre!“

Im Traume erschien ihm dann wohl Kinraid, entweder im Kampfe oder allein auf dem Verdecke eines schnell

dahinsegelnden Schiffes, wie er mit drohendem, rächendem Ausdrucke dem Lande zusteuerte, bis Philipp, von Angst und Reue ergriffen, aus dem Schlafe aufschreckte.

Solche Träume wiederholten sich im November dieses Jahres mit besonderer Lebendigkeit, weil damals die Küste zwischen Hartlepool und Monkshaven durch die Gegenwart der Wachtschiffe wieder mehr beunruhigt wurde, welche ihre Station vor North-Shields verlassen und sich gegen Süden wenden mußten. Die Matrosen jenes Hafens hatten nämlich den Entschluß gefaßt, dem Preßgang Widerstand zu leisten, und hatten ihre Absicht auch mit großer Energie durchgeführt.

An einem Dienstag Abend, dessen sich alte Einwohner von North-Shields heutigen Tages noch erinnern, versammelten sich die Matrosen der Kauffahrteischiffe, und nachdem sie den Preßgang überwältigt hatten, jagten sie ihn mit Schimpf und Schande zur Stadt hinaus. Eine große Menschenmasse begleitete ihn bis zum Hafen, ließ ihn beim Abfahren dreimal hoch leben, drohte aber ihn in Stücke zu reißen, sollte er sich je wieder in Shields blicken lassen.

Doch schon nach einigen Tagen fanden neue Reibungen statt. Fünfhundert bewaffnete Matrosen zogen in hellem Aufruhr durch die Straßen und versuchten in den Besitz des Begleitungsschiffes Eleanor zu gelangen, an dessen Bord, wie sie vorgaben, die gepreßten Männer argen Mißhandlungen ausgesetzt wären. Dieser Plan schlug zwar in Folge der energischen Maßregeln der commandirenden Offiziere fehl, allein am nächsten Tag zogen die aufrührerischen Matrosen nach Newcastle und zerstreuten

sich erst unmittelbar vor der Stadt, nachdem ihnen die Kunde zugekommen war, daß sie dort von Militär- und Civilbehörden gehörig empfangen werden würden. Die guten Bürger von Newcastle kamen zwar für dieses Mal mit dem Schrecken davon, doch die Landmiliz von dem nördlichen Theil der Grafschaft York war schon aufgeboten worden und die bestürzte Menschenmenge war auf die Straßen gerannt, um die Ursache des Alarms zu erfahren. Einige von ihnen hatten sogar die Miliz unter der Führung des Earl von Fauconberg von dem Wachtposten neben dem neuen Thore bis zu dem Sammelplatz der gepreßten Seeleute auf der Hauptstraße ausmarschiren sehen.

Die Rache blieb übrigens nicht aus. Einige Wochen, nachdem die Preßmannschaft diesen Schimpf erfahren, wurde mitten in der Nacht von einem in der Nachbarschaft gelegenen Regiment ein Cordon um die Stadt Shields gezogen, dann die bewaffnete Preßmannschaft der im Hafen von Shields vor Anker liegenden Schiffe in die wehrlose Stadt geworfen und Niemand ein Entrinnen gestattet. Ueber zweihundertundfünfzig Männer, Handwerker, Arbeiter aller Klassen, wurden in jener Nacht abgefangen und auf den Kriegsschiffen in Gewahrsam gebracht. Am folgenden Tage segelten sie mit ihrer Beute davon und verließen einen Ort, wo die leidenschaftlichste Rache ihrer harrte, denn selbst die Furcht einer Invasion konnte die Bewohner jener Küsten nicht mit der Nothwendigkeit der gewaltsamen Aushebungen aussöhnen. Furcht und Verwirrung verbreiteten sich meilenweit landeinwärts, und ein in der Grafschaft begüterter Edelmann erzählte später, daß seine Arbeiter wie ein Schwarm von

Vögeln auseinanderstoben, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, daß der Preßgang sogar in Tadcaster sich festgesetzt habe. Erst auf die ausdrückliche Zusage seines Inspectors, daß sie von ihrer Herrschaft beschützt werden würden, seien sie wieder zurückgekehrt, hätten aber gebeten, in den herrschaftlichen Stallungen und Wirthschaftsgebäuden auf dem Stroh schlafen zu dürfen, da sie sich dort sicherer als in ihren eigenen Hütten dünkten. Der Fischfang lag darnieder, da sich die Fischersleute nicht auf die See getrauten; die Märkte waren verödet, da der Preßgang jedes größere Zusammenströmen von Menschen benutzen und überfallen konnte. Daher fielen die Preise, und gar Viele kamen in Folge dessen zu Schaden. Die Marine war die einzige Schutzwaffe in jenem großen Kampfe, welchen England damals zu bestehen hatte. Mannschaft mußte um jeden Preis, wenn auch mit noch so großem Aufwand an Geld, Ungerechtigkeit oder Leiden für den Einzelnen herbeigeschafft werden.

Nicht selten kam es vor, daß Binnenbewohner abgefangen, nach London gebracht und im Falle der Untauglichkeit für den Seedienst ohne jegliche Vergütung und ohne einen Heller wieder weggeschickt wurden.

Mit dem Herbste kamen die Walfischfänger zurück, doch wurde ihrer Heimkehr mit großer Sorge entgegengesehen. Diesmal sollte es nicht wie sonst die Zeit der Feste und der Fröhlichkeit sein, die mit den heimkehrenden Männern und Söhnen Lust und Freude in die Familien brachte, und die allen denjenigen die ersehnte Gelegenheit zu sorglos unbeschränkten Geldausgaben darbot, welche sich durch ihre sechsmonatliche unfreiwillige Enthaltsamkeit

gleichsam ein Recht zu jeglicher Ausschweifung auf dem Lande errungen zu haben glaubten.

In andern Jahren war dies die Zeit des Einkaufs schöner neuer Winterkleider, heiterer, wenn auch bescheidener geselliger Zusammenkünfte gewesen, die Zeit, in welcher die Kaufleute ihr Bestes und Schönstes zur Schau ausstellten, die Wirthshäuser überfüllt waren und die Straßen von lustigen, offenherzigen Matrosen in ihren blauen Jacken wimmelten.

Früher waren die Siedehäuser zu dieser Jahreszeit voll emsiger Arbeiter, die Quais voll Fässer, die Schiffswerften voll Seeleute und Kapitäns; jetzt aber wagten sich kaum einzelne Leute, vom hohen Tagelohn angezogen, heimlich durch die Seitengäßchen zu ihrer Arbeit zu schleichen, als ob sie irgend ein ungesetzliches Geschäft, nicht aber ehrliche Arbeit zu verrichten hätten, und diese wenigen blieben nahe beisammen, blickten ängstlich um die Ecken und schraken bei jedem herannahenden Schritt zusammen. Die meisten von ihnen trugen ihre Walfischmesser bei sich, um im Falle eines Angriffs sich vertheidigen zu können.

Die Gewölbe waren beinahe verödet, die Leute enthielten sich aller unnöthigen Ausgaben und wagten es nicht, der Geliebten, der Gattin oder ihren Kleinen Geschenke zu kaufen.

Vor den Wirthshäusern waren eigene Leute auf der Lauer ausgestellt, während in dem Schenkzimmer grimmige Männer heftige Racheschwüre thaten, nicht Männer, die den Mund voll nahmen, sondern solche, bei welchen der Trunk alle schlechten, gewaltthätigen Leidenschaften

entfesselte. Es schien, als ob längs der ganzen Küste der Grafschaft York über Land und Leuten unglücksschwere Wolken hingen.

Die Männer pflegten ihren gewöhnlichen Beschäftigungen mit Furcht und Haß verrathenden Blicken nachzugehen; gar manche Verwünschung traf dabei die drei still vor Anker liegenden unheilbringenden Schiffe in der Nähe von Monkshaven.

Als Philipp zuerst in seinem Gewölbe von der Anwesenheit dieser Schiffe hörte, erschrak er so sehr, daß er kaum nach ihrem Namen zu fragen wagte. Wenn eins derselben die Alceste wäre, wenn Kinraid an Sylvia eine Bestellung senden, wenn er ihr sagen lassen würde, daß er lebe und sie stets treu und innig liebe, wenn Sylvia wirklich erführe, daß Philipp die Botschaft ihres Bräutigams an sie zurückgehalten habe, welch eine Stelle würde er nicht nur in ihrer Liebe, auf die er jedenfalls verzichten mußte, sondern auch in ihrer Achtung einnehmen! Alle Trugschlüsse verschwanden vor solchen Erwägungen, die Furcht der Entdeckung erweckte in ihm das Schuldbewußtsein und er mußte sich nun doch eingestehen, daß er trotz allen Geschwätzes und übler Nachrede von Kinraid's Ernst überzeugt war, als dieser jene leidenschaftlichen Worte ihm zugerufen und ihn angefleht hatte, sie Sylvia zu überbringen. Eine innere Stimme sagte Philipp, daß, wenn der Harpunirer auch mit Vielen getändelt habe, seine Liebe zu Sylvia Robson doch tief und innig gewesen sei.

Dann aber versuchte er sich wieder einzureden, daß Kinraid, soweit er dessen Charakter kannte, einer an-

dauernden Neigung nicht fähig sei, und indem er in dieser Art sein Gewissen so gut als möglich zu beruhigen suchte, mußte er sich so lange gedulden, bis er einige Tage später nicht ohne Mühe und Anstrengung endlich erfahren konnte, daß die Namen der drei Schiffe Megära, Bellerophon und Hannover seien. Auch kam es ihm höchst unwahrscheinlich vor, daß die Alceste sich so lange an dieser Küste aufhalten sollte, während sie zweifelsohne zu der activen Kriegsflotte gehörte. Wer mochte wissen, was aus ihr und ihrer Mannschaft geworden war, und ob sie nicht längst an einer Seeschlacht Theil genommen hatte? Und in diesem Falle —

Seine frühern Einbildungen zerrannen also in nichts und wurden als unwahrscheinlich wieder aufgegeben; damit verschwanden aber auch seine Vorwürfe. Es gab wohl Momente, in welchen die allgemeine Aufmerksamkeit nur auf den Preßgang gerichtet war, sodaß dieser allein alle Gedanken ausfüllte. Während aber Jedermann von panischem Schrecken vor dem Preßgang ergriffen war, barg Philipp seine eigenste Furcht, daß am Ende doch Sylvia plötzlich ein Licht aufgehen und sie Kinraid's Verschwinden einer andern Ursache als seinem Tode zuschreiben könne, tief in seiner Brust. Allerdings schien ihm dies wieder bei näherer Betrachtung unwahrscheinlich. Als Kinraid verschwand, hatte Niemand ein Kriegsschiff an der Küste bemerkt, in keinem Falle davon gesprochen. Wäre er jetzt im Winter vermißt worden, so hätte wohl Jedermann die Ueberzeugung gewonnen, daß er vom Preßgang abgefangen worden sei. Philipp hatte jedoch von keinem Menschen den gefürchteten Namen der Alceste auch nur

gehört und er glaubte noch insbesondere hoffen zu dürfen, daß die Bewohner des Hofes diesem allgemeinen Gesprächsgegenstand fremd geblieben seien. Doch bald mußte er sich überzeugen, daß dem nicht so sei. Eines Abends, während Sylvia in der Milchkammer und Robson im Stall mit Kester beschäftigt war, nahm ihn seine Tante auf die Seite und sagte zu ihm:

„Um des Himmels willen, Philipp, sprich ja nicht vom Preßgang. Mein Mann denkt an nichts Anderes; er ist wie besessen und spricht fortwährend davon, als hätte er keine Ruhe, bis er einen von ihnen umgebracht hat. Er zittert vor Wuth und Leidenschaft, und in der Nacht ist's nicht viel besser; da fährt er im Schlafe mit Flüchen und Verwünschungen auf, sodaß ich manchmal denke, es sei meine letzte Stunde. Und gestern Abend hat er gar zu Sylvia gesagt, daß es wohl möglich sei, der Preßgang habe Charley Kinraid abgefangen; darüber hat sie von neuem bittere Thränen vergossen."

Gegen seinen eigenen Willen und gleichsam einer fremden Macht folgend erwiderte Philipp.

„Und wer weiß, ob es nicht wahr ist?"

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, so hätte er sich die Zunge abbeißen mögen, und dennoch dienten sie später seinem Gewissen als Balsam.

„Welch ein Unsinn, Philipp!" sagte seine Tante. „Die schrecklichen Schiffe waren ja damals weit weg, als Kinraid glücklicherweise von hier fort ging, und Sylvia's Schmerz beginnt bereits nachzulassen. Auch mein Mann ist der Ansicht, daß er bei seinem Hasse gegen den Preßgang, den er schon früher einmal bewiesen, nie dabei ge-

blieben wäre. Er hätte sich entweder befreit, und dann hätten wir sicher etwas von ihm gehört, denn die Corneys reden noch immer viel von ihm und kennen seine Leute in Newcastle, oder, wie mein Mann sagt, er hätte sich eher ins Meer gestürzt, als etwas gegen seinen Willen gethan."

„Was sagt aber Sylvia dazu?" fragte Philipp mit leiser, heiserer Stimme.

„Was sie sagt? Lieber Himmel! Was kann sie viel sagen! Sie ist in Thränen ausgebrochen und nach einiger Zeit hat sie ihres Vaters Worte wiederholt und auch gemeint, daß er auf jeden Fall todt sein müsse, weil er nie lebendig mit dem Preßgang auf die hohe See gegangen wäre. Sie hält ihn eben für einen muthigen, entschlossenen Kerl, der vor keiner Gefahr zurückschreckt. Ich glaube, daß sie seit dem Gefechte an Bord der Fortuna, bei dem Darley ums Leben gekommen war, an ihn denkt; und er würde ihr jetzt feig und unmännlich vorkommen, wenn er nicht Preßgang und Kriegsschiffe überwinden könnte. Da sie ihn doch nicht mehr sehen soll, stellt sie sich noch lieber vor, daß er ertrunken sei."

„Es ist am besten so", sagte Philipp und versprach, um seine ungewöhnlich aufgeregte Tante zu beruhigen, jedes Gespräch über den Preßgang möglichst zu vermeiden. Doch das war nicht so leicht, denn Daniel Robson schien wirklich, wie seine Frau sagte, besessen zu sein und war kaum mehr im Stande, einen andern Gedanken zu fassen, obgleich er selbst von Zeit zu Zeit der ewig wiederkehrenden Idee müde wurde und sich oft gern derselben entschlagen hätte. Er war ein zu alter Mann, um selbst vom Preßgang abgefangen zu werden, und hatte keinen

Sohn, welcher der Preßmannschaft zum Opfer fallen konnte, allein die Angst und Furcht vor denjenigen, welche er in seiner Jugend herausgefordert und bekämpft hatte, schien in seinem Alter wiederzukehren, und zu der Angst, die sich seiner bemächtigte, gesellte sich der wilde, ungeduldige Haß. Seit der Krankheit seiner Frau im vergangenen Winter bis jetzt war er in seinen Gewohnheiten viel mäßiger geworden, obgleich er sich auch früher eigentlich nicht zu betrinken pflegte, da er sehr viel vertragen konnte. Jetzt aber trieb ihn das Verlangen nach den neuesten Nachrichten über die Bewegungen des Preßgangs fast täglich nach Monkshaven hinein, zumal der Landbau in dieser Jahreszeit fast gänzlich ruhte. Dort aber war das Wirthshaus der Brennpunkt, in dem die Stadtneuigkeiten zusammenliefen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die geistigen Getränke, welche Robson bei solchen Gelegenheiten zu sich nahm, wesentlich dazu beitrugen, seine Selbstbeherrschung zu schwächen und sein ganzes Denken an diesen einen Gegenstand zu fesseln. Dies mag als physiologische Erklärung jener Ereignisse dienen, welche später als unnatürliche Erscheinungen, als eine Art von Besessenheit, welche ihn seinem Verderben entgegenführte, angesehen wurden.

Ende des zweiten Bandes.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Gaskell, Elizabeth Cleghorn

Sylvia's Feier Roman von Elisabeth C. Gaskell. Aus dem Englischen. Autorisierte Ausgabe

Bd.: 2

Leipzig 1864